



Leseprobe

Robin Hobb

Prophet der sechs Provinzen

Roman

»Es ist der fabelhafter Schreibstil, der die Leser in den Bann zieht [...]. Was bleibt mehr als eine Leseempfehlung, wenn nicht gar ein Lesebefehl?« *Bücherserien Online*

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



Seiten: 896

Erscheinungstermin: 15. Oktober 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein alter Feind, ein neues Bündnis – doch niemand vertraut dem anderen.

Fitz Weitseher hat Prinz Pflichtgetreu befreit und ist mit ihm nach Bocksburg zurückgekehrt. Nun steht der Heirat des Prinzen mit Prinzessin Elliania von den Roten Korsaren scheinbar nichts mehr im Weg. Doch die Anspannung im Volk der Sechs Provinzen und der Widerstand der Adligen wächst stetig, und selbst Bocksburg ist nicht mehr sicher. Widerstrebend willigt Fitz ein, den Prinzen zu beschützen und ihn in der Gabe zu unterrichten. Da trifft er auf einen Anwender dieser magischen Fähigkeit, der sie weit effektiver als er selbst einzusetzen vermag; von dem niemand wusste – und der Haus Weitseher zu Grunde richten könnte ...

Dieses Buch ist bereits unter dem Titel »Der goldene Narr« im Bastei-Lübbe Verlag erschienen.



Autor

Robin Hobb

Robin Hobb wurde in Kalifornien geboren, zog jedoch mit neun Jahren nach Alaska. Nach ihrer Hochzeit ließ sie sich mit ihrem Mann auf Kodiak nieder, einer kleinen Insel an der Küste Alaskas. Im selben Jahr veröffentlichte sie ihre erste Kurzgeschichte. Seither

Robin Hobb
Prophet der Sechs Provinzen

Die Chronik der Weitseher von Robin Hobb bei Penhaligon:

1. Die Gabe der Könige
2. Der Bruder des Wolfs
3. Der Erbe der Schatten

Das Erbe der Weitseher von Robin Hobb bei Penhaligon:

1. Diener der Alten Macht
2. Prophet der Sechs Provinzen
3. Beschützer der Drachen

Das Kind des Weitsehers von Robin Hobb bei Penhaligon:

1. Die Tochter des Drachen
2. Die Tochter des Propheten
3. Die Tochter des Wolfs

Besuchen Sie uns auch auf www.instagram.com/blanvalet.verlag
und www.facebook.com/blanvalet.

Robin Hobb

Prophet
der Sechs Provinzen
Das Erbe der Weitseher 2

Roman

Deutsch von Eva Bauche-Eppers

penhaligon

Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel
»Golden Fool (Tawny Man 2)« bei Spectra, New York.

Dieses Buch ist bereits unter dem Titel »Der goldene Narr«
im Bastei Lübbe Verlag erschienen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so
übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum
Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No01967

3. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2002 by Robin Hobb
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2018 by Penhaligon
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Übersetzung: © der deutschsprachigen Übersetzung by
Bastei Lübbe AG, Köln

Redaktion: Alexander Groß

Umschlaggestaltung und Artwork: Isabelle Hirtz, Inkcraft
unter Verwendung eines Motivs von © Shutterstock.com/Chantall

Karte: © Andreas Hancock

HK · Herstellung: sam

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-7645-3204-8

www.penthaligon.de

Prolog

ERLITTENE VERLUSTE

Den Verlust eines Geschwistertieres kann man jemandem, der nicht über die Alte Macht verfügt, nur schwer erklären. Jene, die beim Tod eines Tieres sagen: »Es war doch nur ein Hund«, werden nie verstehen können, wie es sich anfühlt. Andere, mitfühlendere Naturen können es sich wie den Tod eines geliebten Haustieres vorstellen. Aber selbst jene, die meinen, »es muss wie der Verlust eines Kindes oder einer Ehefrau sein«, sehen nur eine Facette des wahren Schmerzes. Der Verlust eines Lebewesens, mit dem man verschwistert war, ist viel schlimmer als der Verlust eines Gefährten oder eines geliebten Menschen. In meinem Fall war es, als hätte man mir plötzlich die Hälfte meines Selbst amputiert. Mein Sehvermögen war eingeschränkt und mein Appetit gedämpft, das Essen roch einfach nur langweilig. Mein Gehör hatte stark nachgelassen, und ...

Das Manuskript, das ich so vor vielen Jahren begonnen hatte, endet in einem Gewirr von Klecksen und wütenden Strichen. Ich kann mich genau an den Augenblick erinnern, an dem ich erkannt habe, dass ich von einer allgemeinen Beschreibung zu einem Bericht über meinen persönlichen Schmerz übergegangen war. Es gibt Kniffe und Falten in der Schriftrolle, die daher rühren, dass ich sie vor Wut immer

wieder auf den Boden geworfen habe und darauf herumgetrampelt bin. Das Wunder dabei ist, dass ich sie zum Glück nur zur Seite getreten und nicht direkt ins Kaminfeuer befördert habe. Ich weiß nicht, wer schließlich Mitleid mit dem elenden Ding bekam und es in mein Regal einreichte. Vielleicht war es Dick mit seiner methodischen, gedankenlosen Art. Ich selbst jedenfalls kann zwischen meinen eigenen Texten keinen finden, der es verdient hätte, gerettet zu werden. Meine literarischen Bemühungen scheinen mir in der Regel mehr schlecht als recht zu sein.

Meine verschiedenen Versuche, eine Geschichte der Sechs Provinzen zu verfassen, verwandelten sich häufig zu einer Geschichte über meine Welt und mein Leben. Bei einer Abhandlung über Kräuterkunde wanderte meine Feder zu den unterschiedlichen Behandlungsmethoden bei Gabenleiden. Meine Studien über die Weißen Propheten verloren sich völlig in deren Beziehungen zu ihren Katalysten. Ich weiß nicht, ob es mein Dünkel ist, der meine Gedanken immer wieder auf mein eigenes Leben lenkt, oder ob mein Schreiben nur meinen armseligen Versuch darstellt, mir selbst das Leben zu erklären. Die Jahre sind zu Dutzenden gekommen und wieder gegangen, und noch immer nehme ich Nacht für Nacht die Feder in die Hand und schreibe. Noch immer strebe ich danach zu verstehen, wer ich bin. Der Vorsatz »das nächste Mal werde ich es besser machen« ist nicht viel mehr als die Selbsttäuschung, dass es auch ein »nächstes Mal« geben wird.

Als ich Nachtauge verloren hatte, hatte ich nicht an dieses nächste Mal geglaubt. Ich hatte mir nie fest vorgenommen, wieder eine Bindung einzugehen und es mit dem nächsten Geschwistertier besser zu machen. Solch ein Gedanke wäre Verrat gewesen. Nach Nachtauges Tod war ich vollkommen leer. In den darauffolgenden Tagen ging ich verwundet durchs Leben, ohne überhaupt zu bemerken, wie verstüm-

melt ich war. Ich war wie ein Mann, der über das Jucken in seinem amputierten Bein klagt. Das Jucken lenkt vom ungeheuerlichen Wissen ab, dass man fortan durchs Leben humpeln wird. So verbarg die unmittelbare Trauer über Nacht-anges Tod das wahre Ausmaß des Schadens, den ich erlitten hatte. Ich war verwirrt, hielt meinen Schmerz und meinen Verlust für ein und dasselbe, wo in Wirklichkeit das eine doch das Symptom des anderen war.

Auf seltsame Art war es wie ein zweites Mündigwerden. Diesmal hatte es jedoch nichts mit dem Erreichen des Mannesalters zu tun, sondern mit der langsamen Erkenntnis, dass ich ein Individuum war. Die Umstände hatten mich wieder zu einem Teil der Hofintrigen von Bocksburg gemacht. Ich hatte die Freundschaft mit dem Narren und mit Chade wiederbelebt. Ich stand am Rande einer echten Beziehung mit Jinna, der Krudhexe, und mein Junge, Harm, hatte sich kopfüber in die Lehre und in eine Romanze gestürzt und schien nun in beiden Angelegenheiten wenig glücklich umherzustolpern. Prinz Pflichtgetreu hatte mich kurz vor seiner Verlobung mit der Fernholmerin Narcheska Elliania gebeten, sein Mentor zu sein – nicht nur als Lehrer in Fragen der Gabe, sondern auch um ihn durch die wilden Wasser der Mannwerdung zu führen. Es mangelte mir nicht an Menschen, die sich um mich sorgten, und auch nicht an solchen, für die ich viel empfand; aber trotz alledem war ich einsamer denn je zuvor.

Das Seltsamste daran war jedoch die langsame Erkenntnis, dass ich diese Isolation selbst gewählt hatte.

Nachtauge war unersetzlich. In all den Jahren, die wir miteinander geteilt hatten, hatte er mich verändert. Er war nicht einfach nur ein Teil von mir, zusammen hatten wir erst ein Ganzes ergeben. Selbst als Harm in unser Leben getreten war, betrachteten wir ihn als unsere gemeinsame Verantwortung. Der Wolf und ich, es war unsere Einheit gewesen,

die die Entscheidungen traf. Wir waren Partner. Nach Nacht-
auges Tod hatte ich das Gefühl, als könnte ich nie wieder
eine solche Bindung zu einem anderen Lebewesen haben,
sei es nun Mensch oder Tier.

Als ich noch ein Junge war und meine Zeit in Gesellschaft
von Prinzessin Philia und Litzel verbrachte, habe ich oft ge-
hört, wie sie offen die Männer bei Hofe begutachteten. Eine
Grundannahme von Philia und Litzel war, dass jeder – sei
er nun Mann oder Frau –, der bis zu seinem dreißigsten
Lebensjahr nicht verheiratet war, dies auch bleiben würde.
»Der ist viel zu sehr in seiner Art verhaftet«, pflegte Philia
zu erklären, wann immer ihr Gerüchte zu Ohren kamen,
dass ein grau gewordener Fürst einem jungen Mädchen den
Hof machte. »Der Frühling hat ihm den Kopf verdreht, aber
sie wird schon bald genug herausfinden, dass es in seinem
Leben keinen Platz für eine Partnerin gibt. Viel zu lange hat
er sein eigenes Leben gelebt.«

Ich begann sehr, sehr langsam auch mich selbst so zu
sehen. Oft war ich einsam. Ich wusste, dass ich nach einem
neuen Gefährten hinausspürte. Doch dieses Gefühl und die-
ses Suchen waren mehr ein Reflex, das Jucken eines abge-
trennten Glieds. Niemand, egal ob Mensch oder Tier, würde
je die Lücke füllen, die Nachtauge in meinem Leben hinter-
lassen hatte.

Etwas Ähnliches habe ich auch zum Narren gesagt, bei
einem unserer Gespräche auf dem Weg zurück nach Bocks-
burg. Es war in einer jener Nächte gewesen, da wir neben
der Straße gelagert hatten, die uns nach Hause führen sollte.
Ich hatte ihn am Feuer bei Prinz Pflichtgetreu und Laurel, der
Jagdmeisterin der Königin, zurückgelassen. Sie hatten sich
um das Feuer gekauert und das Beste aus der kalten Nacht
und dem wenigen Essen gemacht. Der Prinz war verschlos-
sen und verdrießlich gewesen; er litt noch immer unter dem
Verlust seiner Geschwisterkatze. In seiner Nähe zu sein

war für mich, als würde ich eine verbrannte Hand an eine Flamme halten: Mein eigener Schmerz wurde wieder in voller Stärke geweckt. Mit der Entschuldigung, Feuerholz sammeln zu wollen, war ich aufgestanden und davongegangen.

An jenem dunklen kalten Abend hatte der Winter sein Kommen angekündigt. Nicht eine einzige Farbe war in dieser trüben Welt noch übrig, und abseits des Feuerscheins tastete ich wie ein Maulwurf umher, während ich nach Holz suchte. Schließlich gab ich es auf, setzte mich auf einen Stein am Bachufer und wartete darauf, dass meine Augen sich an das Zwielflicht gewöhnten. Doch während ich dort saß und die Kälte um mich herum spürte, verlor ich allen Ehrgeiz, Holz zu finden oder überhaupt etwas zu tun. Ich saß einfach nur da und starrte; ich lauschte auf das Geräusch des fließenden Wassers und ließ die Nacht mich mit ihrer Dürsterkeit erfüllen.

Der Narr kam zu mir, bewegte sich leise durch die Dunkelheit. Er setzte sich auf die Erde neben mich, und eine Zeit lang schwiegen wir. Dann legte er mir die Hand auf die Schulter und sagte: »Ich wünschte, es gäbe einen Weg, wie ich dich in deiner Trauer trösten könnte.«

Das waren sinnlose Worte gewesen, und es schien, als fühle er das auch, denn anschließend schwieg er. Vielleicht war es Nachtauges Geist, der mich für mein säuerliches Schweigen unserem Freund gegenüber tadelte, denn nach einiger Zeit suchte ich nach ein paar Worten, um die Dunkelheit zwischen uns zu überwinden. »Es ist wie mit der Wunde an deinem Kopf, Narr. Mit der Zeit wird sie sicherlich langsam heilen, doch alle Wünsche der Welt können den Prozess nicht beschleunigen. Selbst wenn es eine Möglichkeit gäbe, den Schmerz zu zerstreuen, irgendein Kraut oder Trunkenheit, die ihn betäuben, ich könnte sie nicht nutzen. Nichts wird seinen Tod vergessen machen. Das Einzige, was mir übrig bleibt, ist, mich an die Einsamkeit zu gewöhnen.«

Trotz meiner Bemühungen klangen meine Worte wie ein Tadel. Schlimmer noch, sie schienen von Selbstmitleid durchsetzt zu sein. Es spricht sehr für meinen Freund, dass er sich davon nicht beleidigt fühlte. »Dann werde ich dich in Ruhe lassen. Ich denke, du hast dich entschieden, allein zu trauern, und wenn das deine Entscheidung ist, werde ich sie respektieren. Ich glaube zwar nicht, dass es eine besonders weise Wahl ist, aber nichtsdestoweniger werde ich sie respektieren.« Er hielt kurz inne und seufzte leise. »Ich habe inzwischen etwas über mich selbst erkannt: Ich bin gekommen, weil ich dich wissen lassen wollte, dass ich von deinem Schmerz weiß. Nicht weil ich dich davon heilen könnte, sondern weil du wissen sollst, dass ich ihn durch unsere Verbindung mit dir teile. Eine Last zu teilen kann sie nicht nur leichter machen, sie kann auch ein Band zwischen jenen knüpfen, die sie teilen, sodass niemand gezwungen ist, sie allein zu tragen.«

Ich fühlte, dass ein Körnchen Wahrheit in diesen Worten lag, etwas worüber ich nachdenken sollte, doch mir war zu elend, um danach zu greifen. »Ich werde gleich wieder zum Feuer zurückkehren«, sagte ich, und der Narr wusste, dass er entlassen war. Er nahm die Hand von meiner Schulter und ging davon.

Erst als ich später tatsächlich über seine Worte nachdachte, habe ich sie verstanden. In jenem Augenblick wählte ich das Alleinsein; das war keine unausweichliche Folge des Todes des Wolfs, ja noch nicht einmal eine sorgfältig überlegte Entscheidung. Ich umarmte meine Einsamkeit und hofierte meinen Schmerz. Es war nicht das erste Mal, dass ich diesen Kurs einschlug.

Ich ging äußerst vorsichtig mit diesem Gedanken um, denn er war scharf genug, um mich zu töten. Ich hatte die Jahre der Isolation mit Harm in meiner Hütte verbracht. Niemand hatte mich in dieses Exil gezwungen. Die Ironie war

nur, dass dies die Erfüllung meines so oft geäußerten Wunsches gewesen war. Meine ganze Jugend hindurch hatte ich stets erklärt, mein größter Wunsch sei es, ein Leben zu führen, in dem ich meine eigene Wahl treffen konnte, losgelöst von den »Pflichten« meiner Geburt und meiner Position. Erst als das Schicksal mir diesen Wunsch erfüllte, erkannte ich den Preis dafür. Ich konnte meine Verantwortung anderen gegenüber beiseiteschieben und leben, wie ich wollte, wenn ich alle Verbindungen zu ihnen kappte. Beides zu behalten, Freiheit und Freunde, war unmöglich. Teil einer Familie zu sein oder einer Gemeinschaft bedeutet Pflicht und Verantwortung, man ist durch die Regeln dieser Gruppen gebunden. Ich hatte lange Zeit abseits aller Verpflichtungen gelebt, doch erst jetzt erkannte ich, dass das meine freie Wahl gewesen war. Ich hatte beschlossen, die Verantwortung für meine Familie abzugeben, und dafür mit Einsamkeit bezahlt. Damals hatte ich mir eingeredet, dass das Schicksal mich in diese Rolle gezwungen hatte. Genauso traf ich auch jetzt eine Entscheidung, auch wenn ich versuchte, mich selbst davon zu überzeugen, dass dies der unausweichliche Weg des Schicksals sei.

Zu erkennen, dass man die Quelle seiner eigenen Einsamkeit ist, ist keine Heilung dafür; aber es war ein Schritt in die richtige Richtung zu verstehen, dass es nicht unausweichlich war und dass solch eine Entscheidung nicht unwiderruflich ist.

Kapitel 1

DIE GESHECKTEN

Die Gescheckten haben stets behauptet, sie wollten nur frei von Verfolgung sein, wie sie seit Generationen in den Sechs Provinzen das Schicksal jener mit der Alten Macht war. Diese Behauptung kann man getrost als Lüge und kluge Täuschung bezeichnen. Die Gescheckten wollten Macht. Ihre Absicht war es, alle, die in den Sechs Provinzen über die Alte Macht verfügten, zu einer Einheit zu verschmelzen, die aufstehen und die Kontrolle über das Königtum übernehmen würde. Eine Facette dieser Verschwörung war die Behauptung, alle Könige seit der Abdankung von König Chivalric seien nur Prätendenten, und die Bastardabstammung Fitz-Chivalric Weitsehers sei lediglich konstruiert, um ihn davon abzuhalten, den Thron zu besteigen. Legenden vom »Treuerherzigen Bastard«, der aus dem Grabe auferstanden sei, um König Veritas bei seiner Queste zu helfen, verbreiteten sich gegen den gesunden Menschenverstand, und man schrieb Fitz-Chivalric Kräfte zu, die den Bastard fast in den Status eines Gottes erhoben. Aus diesem Grund waren die Gescheckten auch als »Kult des Bastards« bekannt.

Diese lächerlichen Behauptungen sollten den Versuchen der Gescheckten, das Haus Weitseher zu stürzen und einen der ihren auf den Thron zu setzen, eine gewisse Legitimität verleihen. Zu diesem Zweck begannen die Gescheckten mit einer cleveren Kampagne: Sie drohten jenen mit der Alten

Macht mit der Enthüllung ihres Geheimnisses, sollten sie sich nicht mit ihnen vereinen. Diese Taktik war vielleicht von Kebal Raubart inspiriert, dem Anführer der Fernholmer während des Kriegs der Roten Schiffe. Denn es heißt, dass er Männer nicht durch seine Ausstrahlung dazu bewogen habe, ihm zu folgen, sondern durch Furcht davor, was er ihrem Heim und ihren Familien antun würde, sollten sie sich seinen Plänen verweigern.

Die Vorgehensweise der Gescheckten war recht einfach: Entweder schlossen sich Familien mit dem Makel der Alten Macht ihnen an, oder aber sie wurden öffentlich angeklagt, was unweigerlich ihre Hinrichtung zur Folge hatte. Es heißt, die Gescheckten hätten heimtückische Angriffe gegen die Ränder einflussreicher Familien geführt. Erst stellten sie einen Diener oder einen weniger bedeutenden Vetter bloß, dann machten sie dem Oberhaupt des Hauses klar, dass die gesamte Familie dieses Schicksal erleiden würde, sollte sie sich nicht den Wünschen der Gescheckten beugen.

Dies waren nicht die Taten von Leuten, die der Verfolgung von ihresgleichen ein Ende machen wollten. Dies waren die Taten einer ruchlosen Gruppierung, die nach Macht für sich selbst gierte und dies erreichen wollte, indem sie zuerst ihresgleichen gefügig machte.

ROWELL: »DIE VERSCHWÖRUNG DER GESCHECKTEN«

Die Wache hatte gewechselt. Die Wachglocke und der Ruf klangen dünn durch den Sturm, aber ich hörte sie. Die Nacht war offiziell vorüber; es ging auf den Morgen zu, und ich saß noch immer in Jinnas Hütte und wartete auf Harms Rückkehr. Jinna und ich teilten uns die Annehmlichkeit ihres gemütlichen Kamins. Jinnas Nichte war vor einiger Zeit hereingekommen und hatte kurz mit uns geplaudert, bevor sie ins Bett gegangen war. Jinna und ich verbrachten die Zeit

damit, Feuerholz nachzulegen und über belanglose Dinge zu plappern. Das kleine Haus der Krudhexe war warm und gemütlich, ihre Gesellschaft angenehm, und auf meinen Jungen zu warten war für mich die Entschuldigung zu tun, was ich wollte, nämlich einfach nur ruhig dazusitzen.

Jinna und ich hatten über die verschiedensten Dinge gesprochen. Sie hatte sich erkundigt, wohin meine Reise geführt hatte. Ich antwortete ihr, das sei die Angelegenheit meines Herrn, ich hätte ihn lediglich begleitet. Um nicht zu brüsk zu klingen, fügte ich hinzu, dass Fürst Leuenfarb auf der Reise ein paar Federn für seine Sammlung erworben hatte; dann sprach ich mit ihr über Meine Schwarze. Ich wusste, dass Jinna nicht wirklich daran interessiert war, etwas über mein Pferd zu hören, aber sie hörte freundlich zu. Die Worte füllten den Raum zwischen uns auf angenehme Art.

In Wahrheit hatte der Zweck unserer Reise nichts mit Federn zu tun gehabt. Es hatte sich eigentlich mehr um meine Angelegenheit gehandelt als um die von Fürst Leuenfarb. Gemeinsam hatten wir Prinz Pflichtgetreu vor den Gescheckten gerettet, die zuerst Freundschaft mit ihm geschlossen und ihn dann gefangen genommen hatten. Wir hatten ihn nach Bocksburg zurückgebracht, und keiner der Edelleute hatte Verdacht geschöpft. Heute Nacht feierte und tanzte der Adel der Sechs Provinzen, und morgen würde Prinz Pflichtgetreus Verlobung mit der fernholmischen Prinzessin Narcheska Elliania formell besiegelt werden. Nach außen hin war alles wie eh und je.

Nur wenige würden je erfahren, welchen Preis der Prinz und ich für den ungestörten Ablauf der höfischen Geschäfte gezahlt hatten. Die Geschwisterkatze des Prinzen hatte ihr Leben für ihn geopfert. Ich hatte meinen Wolf verloren. Fast zwanzig Jahre lang war Nachtauge mein anderes Ich gewesen, das Gefäß für einen Teil meiner Seele. Nun war er

nicht mehr. Das stellte solch eine gründliche Veränderung für mein Leben dar wie das Löschen der Kerzen in einem dunklen Zimmer. Seine Abwesenheit wirkte wie ein festes Ding, eine Last, die mir zu meiner Trauer zusätzlich aufgebürdet wurde. Die Nächte waren dunkler. Niemand schützte meinen Rücken. Und doch wusste ich, dass ich weiterleben würde. Manchmal schien dieses Wissen der schlimmste Teil meines Verlustes zu sein.

Ich riss mich zusammen, bevor ich endgültig in Selbstmitleid versank. Schließlich war ich nicht der Einzige, der einen Verlust erlitten hatte. Obwohl die Bindung des Prinzen mit der Katze weit kürzer gewesen war, wusste ich, wie sehr er litt. Die magische Bindung, welche die Alte Macht zwischen einem Menschen und einem Tier herstellt, ist äußerst komplex. Sie zu durchtrennen ist nie belanglos. Doch der Junge hatte sein Leid gemeistert und erfüllte nun entschlossen seine Pflichten. Wenigstens musste ich mich morgen Abend nicht verloben.

Der Prinz war sofort wieder von seinen Pflichten eingeholt worden, kaum dass wir gestern Nachmittag in Bocksburg eingetroffen waren. So hatte er abends bereits wieder an den Zeremonien zum Empfang seiner zukünftigen Braut teilgenommen. Heute Abend musste er lächeln und essen, Konversation betreiben, gute Wünsche annehmen, tanzen und zu allem Zufriedenheit zeigen, was das Schicksal und seine Mutter ihm auferlegt hatten. Mitleidig schüttelte ich den Kopf.

»Und weshalb schüttelst du so den Kopf, Tom Dachsenbless?«

Jinnas Stimme riss mich aus meinen Gedanken, und ich erkannte, dass mein Schweigen wohl schon sehr lange gewährt hatte. Ich atmete tief durch und fand schnell eine Ausrede. »Es sieht nicht so aus, als ob der Sturm sich bald legen würde, nicht wahr? Ich habe Mitleid mit jenen, die heute

Nacht da rausmüssen, und ich bin dankbar dafür, nicht zu ihnen zu gehören.«

»Nun. Was das betrifft, möchte ich sagen, dass ich wiederum dankbar für deine Gesellschaft bin«, sagte Jinna und lächelte.

»Ich ebenfalls«, erwiderte ich verlegen.

Die Nacht in der ruhigen, friedlichen Gesellschaft einer angenehmen Frau zu verbringen war eine neue Erfahrung für mich. Jinnas Kater lag schnurrend auf meinem Schoß, während sie mit Stricken beschäftigt war. Der gemütlich warme Feuerschein spiegelte sich auf Jinnas rötlich braunen Locken und den Sommersprossen auf ihrem Gesicht und den Unterarmen. Sie besaß ein angenehmes Gesicht, nicht schön, aber mit ruhigen und freundlichen Zügen. Wir hatten über alles Mögliche an diesem Abend gesprochen, von den Kräutern, aus denen sie ihren Tee aufbrühte, über Treibholz, das manchmal farbig brennt, bis hin zu uns selbst. Ich hatte herausgefunden, dass sie gut sechs Jahre jünger war, als ich in Wirklichkeit war, und sie hatte sich überrascht gezeigt, als ich ihr erklärte, ich sei zweiundvierzig. Das war sieben Jahre über meinem wahren Alter; die Extrajahre waren Teil meiner Rolle als Tom Dachsenbless. Es gefiel mir, als sie sagte, sie hätte mich für wesentlich jünger gehalten. Doch keiner von uns sprach wirklich aus, was er dachte und fühlte. Es herrschte eine interessante kleine Spannung zwischen uns, während wir vor dem Feuer saßen und leise miteinander sprachen. Die Neugier war wie ein Faden zwischen uns, so straff gespannt, dass er leise summte, wenn man daran zupfte.

Bevor ich zu meiner Reise mit Fürst Leuenfarb aufgebrochen war, hatte ich einen Nachmittag mit Jinna verbracht. Sie hatte mich geküsst. Kein Wort hatte diese Geste begleitet, keine Liebesschwüre und keine romantischen Komplimente. Da war nur dieser eine Kuss gewesen, den ihre Nichte un-

terbrochen hatte, als sie vom Markt zurückgekehrt war. Im Augenblick wusste keiner von uns beiden, wie wir zu jenem Ort zurückkehren sollten, an dem solch eine Intimität möglich gewesen war. Was mich betraf, so war ich nicht sicher, ob ich überhaupt noch einmal dorthin reisen wollte. Mein Herz war eine offene Wunde. Dennoch wollte ich hier sein und vor dem Kamin sitzen. Das klingt wie ein Widerspruch, und vielleicht war es das auch. Ich wollte die unvermeidlichen Komplikationen nicht, zu denen Zärtlichkeiten unweigerlich führen würden, doch in meiner Trauer fand ich Trost in der Gesellschaft dieser Frau.

Aber Jinna war nicht der Grund, warum ich heute Nacht hierhergekommen war. Ich musste Harm sehen, meinen Ziehsohn. Er war gerade erst in Burgstadt eingetroffen und wohnte bei Jinna. Ich wollte sichergehen, dass seine Lehre bei Gindast, dem Schreiner, gut verlief. Außerdem – und so sehr ich mich auch davor fürchtete – musste ich ihm die Nachricht von Nachtauges Tod überbringen. Der Wolf hatte einen genauso großen Anteil an der Erziehung des Jungen gehabt wie ich. Aber auch wenn ich schon bei dem Gedanken daran zusammenzuckte, es ihm mitteilen zu müssen, so hoffte ich doch, dass es mir, wie der Narr gesagt hatte, einen Teil meines Kummers von der Seele nehmen würde. Mit Harm konnte ich meine Trauer teilen, so selbstüchtig das auch sein mochte. Harm hatte die vergangenen sieben Jahre zu mir gehört. Wir hatten ein Leben geteilt und die Freundschaft des Wolfs. Falls ich überhaupt noch zu irgendetwas oder irgendjemandem gehörte, dann zu meinem Jungen. Ich wollte unbedingt fühlen, dass diese Einschätzung auch der Wirklichkeit entsprach.

»Noch Tee?«, fragte mich Jinna.

Eigentlich wollte ich keinen Tee mehr. Wir hatten schon drei Kannen getrunken, und ich hatte ihren Abort bereits zweimal aufgesucht. Dennoch bot sie mir Tee an, um mich

wissen zu lassen, dass ich stets willkommen war und bleiben konnte, solange ich wollte. Also sagte ich: »Ja, bitte«, und Jinna legte ihre Strickarbeit beiseite, um einen neuen Kessel mit Wasser über das Feuer zu hängen. Draußen hatte der Sturm wieder an Wut gewonnen und ließ die Fensterläden klappern. Dann war es Harm, der wild an die Tür klopfte. »Jinna?«, rief er. »Bist du noch wach?«

»Ich bin wach«, antwortete sie und drehte sich vom Kessel weg. »Und du kannst von Glück sagen, dass ich das noch bin, sonst müsstest du jetzt im Schuppen bei deinem Pony schlafen. Ich komme.«

Als sie den Riegel hob, stand ich auf und schob sanft den orangefarbenen Kater von meinem Schoß.

Schwachkopf. Dem Kater war bequem, beschwerte sich Finkel, als er sich zu Boden gleiten ließ, doch er war von der Wärme viel zu benommen, als dass er sich großartig hätte aufregen können. Stattdessen sprang er auf Jinnas Stuhl und rollte sich zusammen, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen.

Der Sturm kam mit Harm herein, als dieser die Tür aufschob. Eine Windbö wehte Regen in den Raum. »Hui. Schieb den Riegel wieder vor, Junge.« Jinna tadelte Harm, als er hereinschlurfte. Gehorsam schloss der Junge die Tür hinter sich, verriegelte sie und stand dann tropfend im Raum.

»Es ist wild und nass da draußen«, verkündete er. Sein Lächeln war das eines glücklich Betrunkenen, doch seine Augen leuchteten von mehr als nur vom Wein. Vernarrtheit war dort zu sehen, so unverkennbar wie der Regen, der ihm aus dem nassen Haar und übers Gesicht lief. Es dauerte einen Augenblick, bis er bemerkte, dass ich da war und ihn beobachtete. »Tom? Tom, du bist endlich zurückgekommen!« In trunkenem Überschwang breitete er die Arme aus, und ich lachte und ging auf ihn zu, um seine nasse Umarmung entgegenzunehmen.

»Verteil nicht überall Wasser auf Jinnas Boden!«, ermahnte ich ihn.

»Nein, das sollte ich nicht. Dann werde ich wohl erst mal die nassen Sachen ausziehen«, erklärte er und hängte seinen durchnässten Mantel zusammen mit seiner Wollkappe zum Trocknen an einen Haken neben der Tür. Anschließend versuchte er, sich die Stiefel im Stehen auszuziehen, verlor aber das Gleichgewicht. Also setzte er sich auf den Boden und zog sie sich dort aus. Er lehnte sich weit zurück, um sie neben die Tür unter seinen Mantel zu stellen; dann setzte er sich mit einem seligen Lächeln wieder auf. »Tom. Ich habe ein Mädchen kennengelernt.«

»Hast du? Deinem Geruch nach dachte ich eher, du hättest dich mit einer Flasche getroffen.«

»Oh, ja«, gab er unumwunden zu. »Das auch. Aber wir mussten auf das Wohl des Prinzen trinken, weißt du? Und auf das seiner Zukünftigen. Und auf eine glückliche Ehe. Und auf viele Kinder. Und auf viel Glück für uns selbst.« Er lächelte breit und albern. »Sie sagt, dass sie mich liebt. Sie mag meine Augen.«

»Nun. Das ist gut.« Wie oft in seinem Leben hatten Menschen seine unterschiedlichen Augen gesehen, eins braun, das andere blau, und hatten das Zeichen zum Schutz vor Bösem gemacht? Es musste Balsam für seine Seele sein, ein Mädchen gefunden zu haben, das sie anziehend fand.

Ich wusste plötzlich, dass dies nicht die rechte Zeit war, ihn mit meinem Kummer zu belasten. Ich sprach sanft, aber mit fester Stimme. »Ich glaube, du solltest jetzt vielleicht besser ins Bett gehen, Sohn. Erwartet dein Meister dich morgen nicht in aller Frühe?«

Harm blickte drein, als hätte ich ihn mit einem Fisch geschlagen. Das Lächeln verschwand aus seinem Gesicht. »Oh. Ja. Ja, das ist wahr. Er erwartet mich. Der alte Gindast erwartet von seinen Lehrlingen, dass sie noch vor den Gesellen

da sind, und seine Gesellen sind schon lange bei der Arbeit, wenn er endlich erscheint.« Langsam rappelte er sich auf. »Tom, diese Lehre ist ganz und gar nicht, was ich erwartet habe. Ich putze, trage Bretter durch die Gegend und drehe das Holz um, das zum Trocknen ausgelegt ist. Ich schärfe Werkzeuge und putze Werkzeuge und öle Werkzeuge. Und dann putze ich wieder. Ich reibe Öl in die fertigen Stücke. Aber in all den Tagen habe ich nicht ein Werkzeug benutzen dürfen. Es heißt immer nur: ›Schau dir an, wie das gemacht wird, Junge‹, oder: ›Wiederhole, was ich dir gerade gesagt habe‹, und: ›Das ist nicht, wonach ich gefragt habe. Bring das ins Holzlager zurück und hol die fein gemaserte Kirsche. Und mach schnell.‹ Und Tom, sie geben mir böse Spitznamen. Landjunge und Dummkopf.«

»Gindast gibt all seinen Lehrjungen Spitznamen, Harm.« Jinnas gelassene Stimme war beruhigend und tröstend zugleich, aber ich empfand es trotzdem als seltsam, dass eine dritte Person unser Gespräch mit anhörte. »Das ist allgemein bekannt«, fuhr sie fort. »Einer von ihnen hat den Spitznamen sogar behalten, als er von ihm fortgegangen ist und sein eigenes Geschäft aufgemacht hat. Jetzt zahlt man gute Preise für einen Einfaltspinsel-Tisch.« Jinna war zu ihrem Stuhl zurückgekehrt. Sie hatte wieder zu stricken begonnen, sich aber nicht gesetzt. Der Stuhl gehörte noch immer dem Kater.

Ich versuchte, mir nicht anmerken zu lassen, wie sehr Harms Worte mich verzweifeln ließen. Ich hatte zu hören erwartet, wie sehr er seine Stellung liebte und wie dankbar er dafür war, dass ich sie für ihn aufgetrieben hatte. Ich hatte geglaubt, dass diese Lehre die eine Sache war, die richtig laufen würde. »Nun. Ich habe dich ja gewarnt, dass du hart würdest arbeiten müssen«, versuchte ich es.

»Darauf war ich auch vorbereitet. Tom, das war ich wirklich. Ich bin bereit, den ganzen Tag Holz zuzuschneiden und anzupassen, aber ich habe nicht erwartet, dass ich mich

zu Tode langweilen würde. Putzen und fegen und Botengänge ... Für das, was ich hier lerne, hätte ich genauso gut zu Hause bleiben können.«

Nur wenige Dinge besitzen eine solch scharfe Schneide wie die unbedachten Worte eines Jungen. Seine Verachtung für unser altes Leben, die er so offen aussprach, verschlug mir die Sprache.

Vorwurfsvoll blickte er mir in die Augen. »Und wo warst du, und warum warst du so lange weg? Hast du nicht gewusst, dass ich dich gebraucht habe?« Dann kniff er die Augen zusammen. »Was hast du mit deinem Haar gemacht?«

»Ich habe es abgeschnitten«, antwortete ich und strich mir über die aus Trauer kurz geschnittenen Locken. Plötzlich vertraute ich mir selbst nicht mehr genug, um noch mehr zu sagen. Er war nur ein Junge, das wusste ich, und als solcher neigte er dazu, alle Dinge erst einmal daraufhin zu betrachten, wie sie ihn selbst betrafen. Aber die Knappheit meiner Antwort rüttelte ihn wach und ließ ihn vermuten, dass ich vieles noch nicht gesagt hatte.

Sein Blick wanderte über mein Gesicht. »Was ist passiert?«, verlangte er zu wissen.

Ich atmete tief durch. Jetzt konnte ich nichts mehr verschweigen. »Nachtauge ist tot«, sagte ich leise.

»Aber ... Ist das meine Schuld? Er ist mir weggelaufen, Tom, aber ich habe ihn gesucht, das schwöre ich, Jinna wird dir bestätigen ...«

»Es war nicht deine Schuld. Er ist mir gefolgt und hat mich gefunden. Ich war bei ihm, als er gestorben ist. Es hatte nichts mit dem zu tun, was du getan hast, Harm. Er war einfach nur alt. Seine Zeit war gekommen, und er ist von mir gegangen.« Trotz aller Bemühungen, meine Trauer zu unterdrücken, zog sich mein Hals bei diesen Worten zusammen.

Die Erleichterung im Gesicht des Jungen darüber, dass er keine Schuld trug, versetzte meinem Herz einen weiteren

Stich. War schuldlos zu sein wichtiger für ihn als der Tod des Wolfs? Doch als er sagte: »Ich kann einfach nicht glauben, dass er weg ist«, verstand ich ihn plötzlich. Er sprach die unverhohlene Wahrheit. Es würde einen Tag dauern, vielleicht auch mehrere, bis er wirklich begriff, dass der alte Wolf nie wieder zurückkehren würde. Nachtauge würde sich nie wieder neben ihn vor den Kamin legen, ihn nie wieder an die Hand stupsen, um hinter den Ohren gekrault zu werden, und nie wieder mit ihm auf Hasenjagd gehen. Mir traten Tränen in die Augen.

»Du wirst schon damit zurechtkommen. Es braucht nur seine Zeit«, versicherte ich ihm mit belegter Stimme.

»Lass uns das hoffen«, erwiderte er in schwerem Tonfall.

»Geh ins Bett. Du kannst immer noch eine Stunde schlafen, bevor du wieder aufstehen musst.«

»Ja«, stimmte er mir zu. »Ich nehme an, das wäre besser.« Dann trat er einen Schritt auf mich zu. »Tom. Es tut mir so leid«, sagte er, und seine unbeholfene Umarmung linderte viel von dem Schmerz, den er mir zuvor zugefügt hatte. Dann blickte er mir in die Augen und fragte ernst: »Du wirst doch morgen Abend vorbeikommen, oder? Ich muss mit dir reden. Es ist sehr wichtig.«

»Ich werde vorbeikommen – falls es Jinna nichts ausmacht.« Ich blickte zu ihr hinüber, als ich mich aus der Umarmung des Jungen löste.

»Jinna macht das ganz und gar nichts aus«, versicherte sie mir, und ich glaubte, einen besonders warmen Unterton in ihrer Stimme zu hören.

»Nun denn. Dann sehe ich dich also abends, wenn du wieder nüchtern bist. Aber jetzt ins Bett mit dir, Junge.« Ich zerzauste ihm das nasse Haar, und er murmelte Gute Nacht. Dann verließ er den Raum in Richtung seiner Kammer, und ich war plötzlich wieder allein mit Jinna. Ein Holzscheit brach im Feuer zusammen, und sein Knistern war das einzige Ge-

räusch im Raum. »Wohlan. Ich muss gehen. Ich danke dir, dass ich hier bei dir auf Harm warten durfte.«

Jinna legte ihre Strickarbeit beiseite. »Du bist hier immer willkommen, Tom Dachsenbless.«

Mein Mantel hing an einem Haken neben der Tür. Ich nahm ihn herunter, schlang ihn um meine Schultern und sah zu, wie Jinna ihn für mich schloss. Dann zog sie die Kapuze über meinen geschorenen Kopf und lächelte, als sie mein Gesicht zu ihrem zog. »Gute Nacht«, sagte sie atemlos. Sie hob das Kinn. Ich legte die Hände auf ihre Schultern und küsste sie. Ich wollte es und wunderte mich gleichzeitig doch darüber, dass ich mich auf diese Versuchung einließ: Wozu sollte dieser Austausch von Küssen führen, wenn nicht zu Komplikationen und Ärger?

Fühlte sie meine Zurückhaltung? Als ich meinen Mund von ihrem nahm, schüttelte sie sanft den Kopf. »Du machst dir zu viele Gedanken, Tom Dachsenbless.« Sie hob meine Hand an ihren Mund und gab mir einen warmen Kuss auf den Handteller. »Einige Dinge sind weit weniger kompliziert, als du sie dir vorstellst.«

Ich war verlegen, aber es gelang mir zu sagen: »Wenn das stimmt, wäre das wirklich schön.«

»Eine Zunge wie ein Höfling.« Ihre Worte wärmten mich, bis sie hinzufügte: »Aber schöne Worte werden Harm nicht davon abhalten, auf Grund zu laufen. Du wirst den jungen Mann bald mit fester Hand führen müssen. Harm muss seine Grenzen aufgezeigt bekommen, oder du wirst ihn an Burgstadt verlieren. Er wäre nicht der erste gute Junge vom Land, der in der Stadt vom rechten Weg abkommt.«

»Ich glaube, ich kenne meinen eigenen Sohn«, erwiderte ich ein wenig gereizt.

»Vielleicht kennst du das Kind. Es ist aber der junge Mann, um den ich Angst habe.« Dann wagte sie ob meines mürrischen Gesichts zu lachen und fügte hinzu: »Spar dir diesen

Gesichtsausdruck für Harm. Gute Nacht, Tom. Ich sehe dich dann morgen.«

»Gute Nacht, Jinna.«

Sie ließ mich hinaus und wartete kurz in der Tür, um mir hinterherzusehen. Ich blieb stehen, blickte mich noch einmal um, und wir winkten uns zu, bevor sie die Tür wieder schloss. Dann seufzte ich und zog den Mantel enger um die Schultern. Der schlimmste Regen war vorüber, und der Sturm beschränkte sich auf Windböen, die allerdings hinter jeder Straßenecke zu lauern schienen. Er hatte seinen Spaß mit dem Festschmuck der Stadt gehabt. Die Böen wehten heruntergefallene Girlanden über die Straße und rissen Banner in Stücke. Für gewöhnlich hatten Tavernen Fackeln vor der Tür, um Kunden anzulocken, doch um diese Zeit waren sie entweder heruntergebrannt oder hereingeholt worden. Die meisten Tavernen und Gasthöfe hatten ihre Tore für die Nacht geschlossen. Alle ordentlichen Leute waren ohnehin schon lange im Bett, und alle nicht ganz so ordentlichen inzwischen auch. Ich eilte durch die kalten, dunklen Straßen und ließ mich dabei mehr von meinem Richtungssinn denn von meinen Augen leiten. Es würde sogar noch dunkler werden, sobald ich die Klippenseite der Stadt hinter mir gelassen hatte und den langen, gewundenen Aufstieg zur Bocksburg begann, aber das war eine Straße, die ich seit meiner Kindheit kannte. Meine Füße würden mich automatisch nach Hause führen.

Ich bemerkte die Männer, die mir folgten, als ich die letzten Häuser von Burgstadt hinter mir gelassen hatte. Ich wusste, dass sie mich verfolgten und nicht schlicht Leute waren, die zufällig den gleichen Weg hatten, denn wenn ich langsamer wurde, wurden auch sie langsamer. Offensichtlich wollten sie mich nicht einholen, bevor die letzten Häuser nicht hinter mir lagen. Das ließ auf keine guten Absichten schließen. Ich hatte die Burg unbewaffnet verlassen; meine ländlichen

Gewohnheiten hatten mich dazu verführt. Nur das Messer hatte ich bei mir, das jeder Mann für tägliche Aufgaben im Gürtel trägt. Mein hässliches Arbeitsschwert in seiner zerschlissenen Scheide hing an der Wand meiner kleinen Kammer. Ich sagte mir, dass die Männer vermutlich nur einfache Straßenräuber waren, die nach leichter Beute suchten. Ohne Zweifel hielten sie mich für betrunken und glaubten, ich hätte sie nicht gesehen. Sobald ich Widerstand leistete, würden sie sicherlich fliehen.

Das war jedoch nur ein schwacher Trost. Ich verspürte nicht den geringsten Wunsch zu kämpfen. Ich war des Kämpfens müde, und ich war es leid, vorsichtig zu sein. Ich bezweifelte allerdings, dass die Männer das kümmerte. Also blieb ich stehen, wo ich war, drehte mich auf der dunklen Straße um, und stellte mich meinen Verfolgern. Ich zog mein Messer, nahm eine ausbalancierte Haltung ein und wartete.

Hinter mir war alles still mit Ausnahme des seufzenden Windes in den Bäumen, die die Straße säumten. Irgendwann hörte ich dann auch die Brandung an den Klippen in der Ferne. Ich lauschte auf jedes Geräusch von Männern, die sich durchs Unterholz bewegten, oder auf Schritte auf der Straße, doch ich hörte nichts dergleichen. Ich wurde ungeduldig. »Kommt schon!«, brüllte ich in die Nacht hinein. »Ich habe nur wenig, was ihr mir nehmen könntet, außer meinem Messer, und das werdet ihr mit der Klinge zuerst bekommen. Lasst es uns zu Ende bringen!«

Schweigen folgte meinen Worten, und meine Schreie in der Nacht wirkten plötzlich albern. Doch als ich gerade zu glauben begann, dass ich mir meine Verfolger nur eingebildet hatte, rannte irgendwas über meinen Fuß. Es war ein kleines Tier, schlank und schnell, eine Ratte, ein Wiesel oder vielleicht ein Eichhörnchen. Aber es war kein wildes, scheues Tier, denn es schnappte im Vorbeilaufen nach meinem Bein. Das machte mich nervös, und ich sprang einen

Schritt zurück. Zu meiner Rechten hörte ich ein ersticktes Lachen. Im selben Augenblick, als ich mich in die entsprechende Richtung umdrehte und versuchte, etwas zu erkennen, hörte ich plötzlich die Stimme von jemandem ganz in meiner Nähe.

»Wo ist dein Wolf, Tom Dachsenbless?«

Sowohl Spott als auch Herausforderung lagen in diesen Worten. Hinter mir hörte ich Krallen im Kies: ein größeres Tier, vielleicht ein Hund, aber als ich herumwirbelte, war die Kreatur bereits wieder in der Dunkelheit verschwunden. Als das Lachen erneut ertönte, drehte ich mich wieder um. Mindestens drei Männer, sagte ich mir selbst, und zwei Geschwistertiere. Ich versuchte, nur an die Umstände des bevorstehenden Kampfes zu denken und an nichts anderes. Was diese Begegnung zu bedeuten hatte, darüber würde ich später nachdenken. Ich atmete tief und langsam und wartete auf sie. Ich öffnete meine Sinne für die Nacht und unterdrückte die Sehnsucht nach Nachtauges schärferer Wahrnehmung und dem beruhigenden Gefühl, ihn im Rücken zu wissen. Dieses Mal hörte ich das Huschen des kleinen Wesens, als es näher kam. Ich trat danach, wilder, als ich beabsichtigt hatte, aber ich streifte es nur, dann war es wieder verschwunden.

»Ich werde es töten!«, rief ich in die Nacht, doch nur spöttisches Lachen folgte auf meine Drohung. Dann schämte ich mich für meine Wut. »Was wollt ihr von mir? Lasst mich in Frieden!«

Der Wind trug die Echos dieser kindischen Frage zu mir herüber. Die schreckliche Stille, die darauf folgte, war der Schatten meiner Einsamkeit.

»Wo ist dein Wolf, Tom Dachsenbless?«, rief eine Stimme, und diesmal war es die einer Frau, melodisch und mit einem lachenden Unterton. »Vermisst du ihn, Abtrünniger?«

Die Furcht, die durch mein Blut geströmt war, wandelte sich plötzlich in eisigen Zorn. Ich würde hier stehen bleiben,

und ich würde sie alle töten und ihre Eingeweide auf der Straße dampfen lassen. Meine Faust, die sich um das Messer verkrampft hatte, löste sich plötzlich wieder, und eine entspannte Bereitschaft ergriff von mir Besitz. In Kampfhaltung wartete ich auf sie. Der Angriff würde als plötzlicher Sturm aus allen Richtungen kommen; die Tiere würden mich tief angreifen und die Menschen mit ihren Waffen oben. Ich hatte nur das Messer. Ich würde warten müssen, bis sie nahe genug herangekommen waren. An Flucht war nicht zu denken: Wenn ich wegrannte, würden sie mich von hinten packen. Es war besser zu warten. Sie sollten zu mir kommen, dann würde ich sie alle töten, jeden Einzelnen.

Ich weiß wirklich nicht, wie lange ich dort gestanden habe. Wenn man für etwas bereit ist und gespannt wartet, steht die Zeit entweder still, oder sie vergeht wie im Flug. Ich hörte einen Morgenvogel rufen und dann noch einen, der ihm antwortete, und ich wartete noch immer. Als die ersten Lichtstrahlen am Nachthimmel erschienen, atmete ich tief durch. Ich blickte mich ausgiebig um, spähte zwischen die Bäume, sah aber nichts. Die einzige Bewegung war die eines Schwarms kleiner Vögel, die durch die Äste huschten, und die silbernen Regentropfen, die sie von den Blättern schüttelten. Meine Verfolger waren verschwunden. Das kleine Tier, das nach mir geschnappt hatte, hatte keinerlei Spuren seines Auftauchens auf der nassen Straße hinterlassen, und von dem größeren Tier, das hinter mir gewesen war, war nur ein einziger Abdruck am Straßenrand zu sehen. Es war ein kleiner Hund. Und das war alles.

Ich drehte mich um und machte mich wieder auf den Weg zur Burg hinauf. Während ich ging, begann ich zu zittern. Nicht aus Angst, sondern weil die Spannung von mir abfiel und Wut sie ersetzte.

Was hatten sie von mir gewollt? Wollten sie mir Angst einjagen? Wollten sie mich von ihrer Anwesenheit in Kenntnis

setzen und mir zu verstehen geben, dass sie wussten, was ich war und wo ich lebte? Nun, das hatten sie getan und noch weit mehr. Ich brachte meine Gedanken wieder in Ordnung und versuchte kühl abzuschätzen, welche Bedrohung sie darstellten. Meine Gedanken und Sorgen kreisten dabei nicht nur um mich selbst: Wussten sie von Jinna? Waren sie mir von ihrer Tür aus gefolgt, und falls ja, wussten sie auch über meinen Jungen Bescheid?

Ich fluchte über meine eigene Dummheit und Sorglosigkeit. Wie hatte ich mir jemals einbilden können, dass die Gescheckten mich in Frieden lassen würden? Sie wussten, dass Fürst Leuenfarb aus Bocksburg stammte und dass sein Diener Tom Dachsenbless über die Alte Macht gebot. Sie wussten auch, dass Tom Dachsenbless Lutwin den Arm abgeschlagen und ihnen ihre königliche Geisel geraubt hatte. Ohne Zweifel sannten die Gescheckten auf Rache. Und die konnten sie schnell und einfach haben, indem sie eine ihrer feigen Schriftrollen verbreiteten und mich als jemanden mit der Alten Macht denunzierten. Dafür würde man mich hängen, vierteilen und verbrennen. Hatte ich geglaubt, dass ich in Burgstadt sicher vor ihnen sein würde?

Ich hätte wissen müssen, dass dies geschehen würde. Nachdem ich mich einmal mehr auf Bocksburgs Hofpolitik eingelassen hatte, hätte mir klar sein müssen, dass ich für jedwede Intrige anfällig war, die damit einherging. Ich *hatte* gewusst, dass das geschehen würde, räumte ich bitter ein. Und für fast fünfzehn Jahre hatte mich dieses Wissen von Bocksburg ferngehalten. Nur Chade und seine Bitte um Hilfe bei der Suche nach Prinz Pflichtgetreu hatten mich zurückgelockt. Nun hatte mich die kalte Wirklichkeit wieder. Mir standen nur zwei Möglichkeiten offen. Entweder musste ich all meine Bindungen kappen und fliehen, wie ich es schon einmal getan hatte, oder ich musste mich voll und ganz in die Intrigen stürzen, die schon immer Teil des Weitseher-

Hofs von Bocksburg gewesen waren. Wenn ich blieb, musste ich wieder wie ein Assassine denken, der sich stets der Risiken und Bedrohungen für sein eigenes Leben bewusst ist. Meine Taten konnten aber auch die Menschen, die mir lieb waren, in Gefahr bringen.

Ich suchte in Gedanken nach dem richtigen Weg, als ich die Wahrheit erkannte. Ich musste wirklich wieder ein Assassine *sein*, nicht nur wie einer denken. Wenn ich Menschen begegnete, die meinen Prinzen oder mich bedrohten, musste ich bereit sein zu töten. Die Verbindung war nämlich nicht zu leugnen: Jene, die gekommen waren, Tom Dachsenbless ob der Alten Macht und des Todes seines Wolfs zu reizen, waren Menschen, die ganz genau wussten, dass auch Prinz Pflichtgetreu über die verabscheuungswürdige Tiermagie verfügte. Das war ihre Möglichkeit, auf den Prinzen Einfluss zu nehmen. Sie würden ihr Druckmittel nicht nur dazu benutzen, die Verfolgung jener mit der Alten Macht zu beenden, sondern auch, um Macht für sich persönlich zu gewinnen. Die Konfrontation mit ihnen wurde nicht leichter dadurch, dass ich teilweise mit ihnen sympathisierte. Auch in meinem Leben hatte ich unter dem Makel der Alten Macht gelitten. Ich verspürte nicht den Wunsch, irgendjemand anderen mit dieser Last zu sehen. Hätten sie nicht solch eine Bedrohung für meinen Prinzen dargestellt, ich hätte mich ihnen vielleicht sogar angeschlossen.

Meine wütenden Schritte trugen mich bis zum Wachhaus an den Toren von Bocksburg. Als ich mich ihm näherte, hörte ich aus dem Inneren Männerstimmen und das Klappern von Geschirr. Einer der Wachsoldaten, ein Junge von ungefähr zwanzig, räkelte sich auf einem Stuhl an der Tür, Käse in der einen Hand und einen Krug Morgenbier in der anderen. Er blickte zu mir hinauf und bedeutete mir mit vollem Mund, ich könne passieren. Ich blieb stehen; Zorn strömte wie Gift durch meine Adern.

»Weißt du, wer ich bin?«, verlangte ich von dem Jungen zu wissen.

Er zuckte unwillkürlich zusammen und betrachtete mich dann genauer. Offensichtlich hatte er Angst, einen niederen Adligen beleidigt zu haben, doch ein Blick auf meine Kleidung beruhigte ihn.

»Du bist ein Diener in der Burg. Stimmt's?«

»Wessen Diener?«, hakte ich nach. Es war dumm, derart die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, doch ich konnte die Worte einfach nicht aufhalten. Waren andere vergangene Nacht auf diesem Weg gekommen, und befanden sie sich noch in der Burg? Hatte ein sorgloser Wächter Leute hineingelassen, die den Prinzen zu töten beabsichtigten? Alles schien im Augenblick möglich zu sein.

»Nun ... ich weiß es nicht!«, platzte der Junge heraus. Er richtete sich auf, musste aber noch immer zu mir aufschauen, um mir in die Augen zu sehen. »Woher soll ich das denn wissen? Und was kümmert es mich überhaupt?«

»Weil du den Haupteingang zur Bocksburg bewachst, du verdammter Narr. Deine Königin und dein Prinz verlassen sich auf deine Wachsamkeit. Du sollst ihre Feinde davon abhalten, einfach hineinzuspazieren. Deshalb bist du hier. Habe ich nicht recht?«

»Nun, ich ...« Wütend und frustriert schüttelte der Junge den Kopf, dann drehte er sich plötzlich zum Wachhaus um. »Kespin! Kannst du mal rauskommen?«

Kespin war größer und älter als der Junge. Er bewegte sich wie ein Schwertkämpfer, und die Augen über dem verfilzten Bart blickten scharf. Er versuchte einzuschätzen, ob ich eine Bedrohung darstellte. »Was ist hier das Problem?«, fragte er uns beide. Sein Tonfall war keine Warnung, sondern eine Versicherung, dass er auch mit uns beiden zugleich fertigwerden konnte, sollten wir Schwierigkeiten machen.

Der Wachsoldat deutete mit dem Bierkrug auf mich. »Er ist wütend, weil ich nicht weiß, wessen Diener er ist.«

»Was?«

»Ich bin Fürst Leuenfarbs Diener«, stellte ich klar. »Und es bereitet mir Sorgen, dass die Wachen an diesem Tor offenbar nichts anderes tun, als zuzusehen, wie Leute hinein- und hinausgehen. Ich gehe nun schon seit vierzehn Tagen in Bocksburg ein und aus, und ich bin nicht ein Mal angesprochen worden. Das kommt mir nicht richtig vor. Als ich vor gut zwanzig Jahren hier war, haben die Wachen ihre Aufgabe ernst genommen. Es gab eine Zeit, da ...«

»Es gab eine Zeit, da das nötig war«, unterbrach mich Kespín. »Während des Kriegs der Roten Schiffe. Aber jetzt leben wir in Frieden, Mann, und Burg und Stadt sind voller Fernholmer und Edelleute aus anderen Provinzen, die uns zur Verlobung des Prinzen besuchen. Du kannst nicht von uns erwarten, dass wir sie alle kennen.«

Ich schluckte und wünschte, ich hätte den Streit nicht begonnen, doch ich war entschlossen, jetzt nicht klein beizugeben. »Es bedarf nur eines Fehlers, und das Leben des Prinzen schwebt in Gefahr.«

»Oder eines Fehlers und ein fernholmischer Edelmann ist beleidigt. Ich erhalte meine Befehle direkt von Königin Ketricken, und sie sagt, wir sollen jeden willkommen heißen und gastfreundlich sein, nicht misstrauisch und unhöflich. Allerdings wäre ich bereit, für dich eine Ausnahme zu machen.« Sein Grinsen nahm seinen Worten etwas von ihrer Schärfe, dennoch war klar, dass es ihm nicht gefiel, wie ich sein Urteil infrage stellte.

Ich nickte ihm zu. Ich war die Sache vollkommen falsch angegangen. Vielleicht sollte ich besser mit Chade darüber sprechen und zusehen, ob er die Wachen ein wenig aufmerksamer machen könnte. »Ich verstehe«, lenkte ich ein. »Nun. Ich habe mich nur gewundert ...«

»Wenn du das nächste Mal auf dieser großen schwarzen Stute hier rausreitest, erinnere dich daran, dass ein Mann nicht viel sagen muss, um viel zu wissen. Und wo du mich schon zum Denken gebracht hast ... Wie lautet dein Name?«

»Tom Dachsenbless. Diener von Fürst Leuenfarb.«

»Ah. Sein Diener.« Er lächelte wissend. »Und sein Leibwächter, richtig? Ja, ich habe eine Geschichte darüber gehört. Und das ist nicht alles, was ich über ihn gehört habe. Du bist nicht gerade das, was ich in seinem Umfeld erwartet hätte.« Er blickte mich seltsam an, als erwartete er, dass ich etwas darauf erwidern würde, doch ich hielt meine Zunge im Zaum; ich wusste genau, worauf er hinauswollte. Nach einem Augenblick zuckte er mit den Schultern. »Nun denn. Ein Fremder, der glaubt, seine eigene Wache zu brauchen, während er in Bocksburg lebt ... Mach, dass du weiterkommst, Tom Dachsenbless. Wir kennen dich jetzt, und ich hoffe, das lässt dich nachts besser schlafen.«

Sie ließen mich in die Burg hinein, und ich kam mir dumm vor und fühlte mich unzufrieden. Ich musste mit Kettricken sprechen und sie davon überzeugen, dass die Gescheckten eine echte Gefahr für Pflichtgetreu darstellten. Doch ich bezweifelte, dass meine Königin in den kommenden Tagen auch nur einen Augenblick Zeit für mich haben würde. Die Verlobungszeremonie fand heute Abend statt. Ihre Gedanken waren sicherlich voll von den Verhandlungen mit den Äußeren Inseln.

In der Küche herrschte reger Betrieb. Zofen und Pagen bereiteten ganze Reihen von Teekesseln und Haferbreiterrinen vor. Die Gerüche weckten meinen Hunger. Ich hielt inne, um ein Frühstückstablett für Fürst Leuenfarb vollzuladen. Auf einem Teller stapelte ich Räucherschinken und frische Brötchen sowie einen Topf mit Butter und Erdbeermarmelade. Es gab einen Korb mit Birnen, und ich suchte mir ein paar besonders feste aus. Als ich die Küche verließ, begrüßte

mich eine Gardendienerin mit einem Tablett voll Blumen auf dem Arm. »Bist du nicht Fürst Leuenfarbs Mann?«, fragte sie, und auf mein Nicken hin winkte sie mir, stehen zu bleiben, damit sie meinem Tablett ein Gebinde frisch geschnittener Blüten und einen kleinen Strauß weißer Blumen hinzufügen konnte. »Für Seine Gnaden«, sagte sie mir unnötigerweise und machte sich dann wieder auf den Weg.

Ich stieg die Treppe zu Fürst Leuenfarbs Gemächern hinauf, klopfte und trat ein. Die Tür zu seinem Schlafgemach war geschlossen, doch bevor ich das Frühstück anrichten konnte, kam er angekleidet heraus. Sein schimmerndes Haar war zurückgekämmt und im Nacken mit einer blauen Schleife zusammengebunden. Er hatte sich eine blaue Jacke über den Arm gelegt. Dazu trug er ein weißes Seidenhemd, das vorn mit Spitzen verziert war, und eine eng anliegende blaue Hose, einen Farbton dunkler als die Jacke. Mit seinem goldenen Haar und den bernsteinfarbenen Augen erinnerte das Gesamtbild an den Sommerhimmel. Er lächelte mich warm an. »Schön zu sehen, dass du erkannt hast, dass frühes Aufstehen zu deinen Pflichten gehört, Tom Dachsenbless. Wenn doch nur auch dein Geschmack in Sachen Kleidung ebenso erwachen würde.«

Ich verneigte mich ernst vor ihm und zog einen Stuhl zurück. Sanft und gelassen sprach ich mit ihm in einem Tonfall, der eher an einen Freund als an einen Diener gemahnte. »Um die Wahrheit zu sagen, war ich gar nicht im Bett. Harm ist erst am frühen Morgen gekommen. Auf dem Heimweg bin ich auf ein paar Gescheckte gestoßen, die mich ein wenig länger aufgehalten haben.«

Das Lächeln verschwand von seinem Gesicht. Er setzte sich nicht, sondern ergriff mein Handgelenk. »Bist du verletzt?«, fragte er besorgt.

»Nein«, versicherte ich ihm und winkte ihn an den Tisch. Widerwillig setzte er sich hin. Ich trat auf die andere Seite

des Tisches und richtete das Frühstück für ihn an. »Das war nicht ihre Absicht. Sie wollten mich nur wissen lassen, dass sie meinen Namen kennen und wissen, wo ich mich aufhalte. Sie wissen auch, dass ich zu den Zwiehaften gehöre und dass mein Wolf tot ist.« Die letzten Worte musste ich mir förmlich abringen. Es war, als könnte ich mit dieser Wahrheit leben, solange ich sie nicht laut aussprach. Ich hustete, griff rasch nach den Schnittblumen und murmelte: »Die stelle ich neben das Bett.«

»Danke«, erwiderte er mit ebenso gedämpfter Stimme wie ich.

In seinem Schlafgemach fand ich eine Vase. Offensichtlich war selbst das Gartenmädchen mit Fürst Leuenfarbs Vorlieben vertrauter als ich. Ich füllte die Vase mit Wasser aus dem Waschkrug und stellte die Blumen auf einen kleinen Tisch neben seinem Bett. Als ich wieder zurückkehrte, hatte er seine Jacke angezogen und einen kleinen Strauß weißer Blüten ins Knopfloch gesteckt.

»Ich muss so schnell wie möglich mit Chade sprechen«, sagte ich, während ich ihm Tee einschenkte. »Aber ich kann wohl kaum einfach an seine Tür hämmern.«

Fürst Leuenfarb hob die Tasse und nippte am Tee. »Hast du nicht über die Geheimgänge Zugang zu seinen Gemächern?«

Ich blickte ihn an. »Du kennst den alten Fuchs. Seine Geheimnisse gehören ihm allein, und er wird nicht riskieren, dass irgendjemand ihn in einem unbedachten Augenblick ausspioniert. Er muss Zugang zu den Gängen haben, aber ich weiß nicht, wie. War er vergangene Nacht lang auf?«

Fürst Leuenfarb zuckte zusammen. »Er hat noch immer getanzt, als ich beschlossen habe, mein Bett aufzusuchen. Für einen alten Mann besitzt er eine beachtenswerte Energie, wenn er erst einmal beschlossen hat, sich zu amüsieren. Aber ich werde einen Pagen mit einer Nachricht zu ihm

schicken. Ich werde ihn einladen, heute Nachmittag mit mir auszureiten. Ist das früh genug?« Er hatte die Besorgnis in meiner Stimme bemerkt und stellte keine Fragen. Dafür war ich ihm dankbar.

»Es wird schon gehen«, versicherte ich ihm. »Vermutlich wird er vorher ohnehin noch keinen klaren Kopf haben.« Ich schüttelte den Kopf, als könne ich so wieder Ruhe in meine Gedanken bringen. »Plötzlich gibt es so viel, worüber ich nachdenken muss, so viel, worüber ich mir Sorgen mache. Wenn diese Gescheckten über mich Bescheid wissen, dann wissen sie auch vom Prinzen.«

»Hast du irgendjemanden von ihnen erkannt? Gehörten sie zu Lutwins Bande?«

»Es war dunkel, und sie sind nicht nahe genug an mich herangekommen. Ich habe die Stimmen einer Frau und eines Mannes gehört, aber ich bin sicher, dass es mindestens drei waren. Einer war mit einem Hund verschwistert, ein anderer mit einem kleinen, schnellen Säugetier, einer Ratte oder einem Wiesel vielleicht.« Ich atmete tief durch. »Ich möchte, dass die Wachen am Burgtor in Alarmbereitschaft versetzt werden. Und der Prinz sollte ständig von irgendjemandem begleitet werden. ›Ein Tutor von der muskulösen Sorte, wie Chade selbst vorgeschlagen hat. Ich muss Abmachungen mit Chade treffen, wie ich ihn möglichst schnell erreichen kann, sollte ich seine Hilfe oder seinen Rat benötigen. Und man sollte ständig in der Burg nach Ratten suchen, besonders in den Gemächern des Prinzen.«

Fürst Leuenfarb holte Luft, um zu sprechen, schluckte seine Frage aber lieber hinunter. Stattdessen sagte er: »Ich fürchte, ich habe noch etwas, worüber du nachdenken musst. Prinz Pflichtgetreu hat mir gestern einen Brief zugesteckt, in dem er zu wissen verlangt, wann du mit seinem Gabenunterricht zu beginnen gedenkst.«

»Das hat er niedergeschrieben?«

Auf Fürst Leuenfarbs zögerliches Nicken hin war ich entsetzt. Mir war durchaus klar gewesen, dass der Prinz mich vermisste. Da wir durch die Gabe miteinander verbunden waren, mussten mir solche Dinge bewusst sein. Ich hatte meine Gabenmauer errichtet, um meine Gedanken für mich zu behalten, aber so gewandt war der Prinz ohnehin noch nicht. Mehrere Male hatte ich seine schwachen Versuche gefühlt, mich zu erreichen, aber ich hatte sie ignoriert und mir immer wieder gesagt, es würde sich eine bessere Gelegenheit dafür ergeben. Mein Prinz war offensichtlich nicht so geduldig. »Oh, dem Jungen muss man Vorsicht beibringen. Manche Dinge sollte man niemals zu Papier bringen, und diese ...«

Plötzlich versagte mir die Stimme. Ich musste blass geworden sein, denn Fürst Leuenfarb stand sofort auf und wurde mein Freund der Narr, als er mir seinen Stuhl anbot. »Alles in Ordnung, Fitz? Droht ein Anfall?«

Ich ließ mich auf den Stuhl fallen. Mein Kopf drehte sich, während ich über das ganze Ausmaß meiner Torheit grübelte. Ich bekam kaum genug Luft, um meine Dummheit einzugestehen. »Narr. All meine Schriftrollen, alles, was ich geschrieben habe. Ich bin Chades Ruf so schnell gefolgt, dass ich sie in meiner Hütte zurückgelassen habe. Ich habe Harm gesagt, er solle die Tür verriegeln, bevor er nach Burgstadt kommt, aber er wird wohl kaum meine Aufzeichnungen versteckt haben. Wenn die Gescheckten klug genug sind, mich mit Harm in Verbindung zu bringen ...«

Mehr musste ich dem Narren nicht sagen. Seine Augen waren weit aufgerissen. Er hatte alles gelesen, was ich so tollkühn dem Papier anvertraut hatte. Nicht nur meine wahre Identität war dort festgehalten, sondern auch Weitseher-Angelegenheit, die besser für immer in Vergessenheit geraten wären. Auch meine persönlichen Schwächen standen in den verfluchten Schriftrollen: Molly, meine verlorene Liebe, und

Nessel, meine Bastardtochter. Wie hatte ich nur so dumm sein können, solche Gedanken zu Papier zu bringen? Wie hatte ich zulassen können, dass der vermeintliche Trost, den mir das Schreiben bot, mich zu solch einer Torheit verleitete? Kein Geheimnis war sicher, solange es nicht im Geist eines Menschen weggesperrt war. Ich hätte die Schriftrollen schon vor langer Zeit verbrennen sollen.

»Bitte, Narr. Geh für mich zu Chade. Ich muss zu meiner Hütte zurück. Jetzt. Heute.«

Der Narr legte mir vorsichtig die Hand auf die Schulter. »Fitz. Wenn jemand die Schriftrollen bereits entdeckt hat, ist es ohnehin zu spät. Mit der plötzlichen Abreise von Tom Dachsenbless wirst du nur Neugier erregen und deine Verfolger provozieren. Du könntest die Gescheckten direkt zu ihnen führen. Sie werden damit rechnen, dass du fliehst, nachdem sie dich bedroht haben. Sie werden die Tore von Burgstadt beobachten. Denk also in Ruhe nach. Es könnte sein, dass deine Ängste unbegründet sind. Wie sollten sie Tom Dachsenbless mit Harm in Verbindung bringen, geschweige denn wissen, woher der Junge kommt? Handle nicht überstürzt. Sprich erst mit Chade und erzähl ihm von deinen Befürchtungen. Und rede auch mit Prinz Pflichtgetreu. Heute Abend ist seine Verlobung. Der Junge hält sich gut, aber das ist nur eine dünne, brüchige Fassade. Sprich mit ihm und beruhige ihn.« Dann hielt er kurz inne. »Vielleicht könnte man jemand anderen schicken ...«

»Nein«, unterbrach ich ihn entschlossen. »Ich muss selbst gehen. Ein paar Sachen dort werde ich mitnehmen, den Rest vernichten.« Meine Gedanken tanzten an dem angreifenden Hirschbock vorbei, den der Narr in meinen Tisch geschnitzt hatte. Fitz-Chivalric Weitsehers Wappen zierte Tom Dachsenbless' Tisch. Selbst das kam mir jetzt wie eine Bedrohung vor. Verbrennen, beschloss ich. Ich würde die ganze Hütte niederbrennen. Ich durfte nichts hinterlassen, was darauf

hinweisen könnte, dass ich einst dort gelebt hatte. Selbst die Kräuter im Garten verrieten zu viel über mich. Ich hätte niemals den Schatten meiner Person und meine Geheimnisse für jeden erreichbar zurücklassen dürfen; ich hätte mir niemals erlauben dürfen, so offensichtliche Spuren zu hinterlassen.

Der Narr klopfte mir auf die Schulter. »Iss etwas«, schlug er vor. »Dann wasch dir das Gesicht und zieh dich um. Triff keine übereilten Entscheidungen. Wenn wir unseren Kurs beibehalten, werden wir das überleben, Fitz.«

»Dachsenbless«, erinnerte ich ihn und stemmte mich wieder in die Höhe. Wir mussten uns bis ins Kleinste an unsere Rollen halten. »Ich bitte Euch um Verzeihung, Euer Gnaden. Einen Augenblick lang fühlte ich mich ein wenig schwach, aber nun habe ich mich erholt. Ich entschuldige mich dafür, Euer Frühstück unterbrochen zu haben.«

Einen Moment lang war das Mitgefühl des Narren offen in seinen Augen zu sehen. Dann, ohne ein weiteres Wort, setzte er sich wieder an den Tisch. Ich schenkte ihm Tee nach, und er aß in grüblerischem Schweigen. Derweil ging ich durch den Raum und suchte nach einer Aufgabe, doch es war so sauber und ordentlich, dass mir als Diener nicht viel zu tun blieb. Plötzlich erkannte ich, dass diese Sauberkeit Teil seiner Privatsphäre war. Er hatte sich selbst beigebracht, niemals Spuren von sich zu hinterlassen, außer solchen, die er gefunden wissen wollte. Das zeugte von einer Disziplin, die ich mir auch aneignen sollte. »Würdet Ihr mich bitte eine Weile entschuldigen?«, fragte ich.

Er stellte die Tasse ab und dachte kurz nach. »Sicherlich. Ich werde bald ausgehen, Dachsenbless. Sieh zu, dass du die Frühstückssachen wegräumst. Dann hol frisches Wasser, mach den Kamin sauber und besorg Feuerholz. Anschließend schlage ich vor, dass du dich mit den Wachen im Kampf übst. Ich erwarte, dass du mich heute Nachmittag

auf meinem Ausritt begleitest. Bitte kleide dich dementsprechend.«

»Jawohl, Euer Gnaden«, stimmte ich mit leiser Stimme zu. Ich ließ ihn essen und zog mich in meine eigene, dämmrige Kammer zurück. Rasch ließ ich meinen Blick durch den Raum schweifen. Ich würde nichts hierbehalten, beschloss ich, außer jenen Dingen, die mit Tom Dachsenbless in Verbindung standen. Ich wusch mir das Gesicht und strich mein Haar glatt. Dann zog ich meine blaue Dienerkleidung an. Anschließend sammelte ich meine alten Kleider und meine Satteltaschen ein, die Rolle mit Dietrichen, die Chade mir gegeben hatte, und noch ein paar andere Gegenstände, die ich aus der Hütte mitgenommen hatte. Bei meiner eiligen Suche stieß ich auf eine von Salzwasser verschrumpelte Börse mit einem Klumpen darin. Die Lederbänder waren knochentrocken und steif. Ich musste sie aufschneiden. Als ich den Inhalt ausschüttete, erkannte ich, dass der Klumpen die seltsame Figur war, die der Prinz während unseres unglücklichen Abenteuers am Strand gefunden hatte. Ich steckte sie in die ruinierte Börse zurück, um sie ihm später wiederzugeben, und legte sie oben auf mein Bündel. Dann schloss ich die Außentür meiner Kammer, betätigte den verborgenen Schalter in der Wand und ging durch den stockdunklen Raum zu einer anderen Wand. Geräuschlos gab sie auf meinen Druck hin nach. Lichtstrahlen von oben verrieten das Vorhandensein der Schlitzes, durch die die Geheimgänge der Burg erhellt wurden. Ich schloss die Tür hinter mir und begann den steilen Aufstieg zu Chades Turm.

Kapitel 2

CHADES DIENER

Hoquin der Weiße besaß einen Hasen, den er sehr liebte. Der Hase lebte in seinem Garten, kam zu ihm gelaufen, wenn Hoquin ihn rief, und lag stundenlang auf dessen Schoß. Hoquins Katalyst war eine sehr junge Frau, die fast noch ein Kind war. Ihr Name war Redda, doch Hoquin nannte sie »Wildauge«, denn eines ihrer beiden Augen spähte immer zur Seite. Sie mochte den Hasen nicht, denn wann immer sie sich neben Hoquin setzte, wurde das Tier eifersüchtig und versuchte sie zu beißen. Eines Tages starb der Hase, und als Redda ihn tot im Garten fand, häutete sie ihn und bereitete aus ihm eine Mahlzeit zu. Erst nachdem Hoquin der Weiße davon gegessen hatte, vermisste er sein Tier. Redda erklärte ihm frohgemut, dass er es verspeist habe. Hoquin wurde zornig und tadelte Redda, doch sie erwiderte wenig reumütig: »Aber Meister, Ihr habt es selbst vorausgesehen. Wolltet Ihr nicht in Eure siebte Schriftrolle schreiben: ›Der Prophet hungerte nach der Wärme seines Fleisches, obwohl er wusste, dass dies sein Ende bedeuten würde?‹«

SCHREIBER CATEREN:

»ÜBER DEN WEISSEN PROPHETEN HOQUIN«

Ich hatte gut die Hälfte des Aufstiegs zu Chades Turm hinter mich gebracht, als ich plötzlich erkannte, was ich hier wirklich tat. Ich war auf der Flucht. Ich hielt auf ein Schlupfloch zu und hoffte insgeheim, dass mein alter Mentor da sein würde, der mir genau sagte, was ich als Nächstes tun sollte – genau so, wie er es früher getan hatte, als ich als Assasine bei ihm in der Lehre gewesen war.

Meine Schritte wurden langsamer. Was für einen jungen Burschen von siebzehn Jahren angemessen war, stand einem Mann von fünfunddreißig schlecht an. Es war an der Zeit, dass ich mir meinen eigenen Weg durch die Hofintrigen suchte – oder ich musste Bocksburg endgültig verlassen.

Ich kam an einer der kleinen Nischen im Gang vorüber, die mit einem Guckloch ausgestattet waren. Eine kleine Bank war in die Nische eingebaut. Ich stellte mein Bündel darauf und setzte mich, um meine Gedanken zu sammeln. Was war jetzt die vernünftigste Vorgehensweise?

Sie alle zu töten.

Das wäre ein guter Plan gewesen, hätte ich denn gewusst, wo ich die Gescheckten finden konnte. Die zweite Möglichkeit war weitaus komplizierter. Ich musste nicht nur mich selbst, sondern auch den Prinzen vor ihnen beschützen. Ich schob die Sorgen über meine eigene Sicherheit beiseite und dachte über die Gefahr für den Prinzen nach. Ihre Waffe war die Drohung, uns jederzeit als Menschen zu denunzieren, die über die Alte Macht verfügten. Die Herzöge der Sechs Provinzen würden solch einen Makel bei ihrem Monarchen nicht dulden. Eine Enthüllung würde nicht nur Ketricks Hoffnung auf ein friedliches Bündnis mit den Äußerer Inseln zerstören, sondern höchstwahrscheinlich auch die Weitseher vom Thron stoßen. Doch solch ein extremes Handeln war – soweit ich sehen konnte – für die Gescheckten ohne Wert. War Pflichtgetreu erst einmal gestürzt, würde ihnen ihr Wissen nicht länger nützlich sein. Schlimmer noch: Sie

würden zugleich eine Königin stürzen, die ihrem Volk Toleranz gegenüber jenen mit der Alten Macht predigte. Nein. Die Drohung, Pflichtgetreu bloßzustellen, war nur so lange nützlich, wie er in der direkten Thronfolge ganz oben stand. Sie würden nicht versuchen, ihn zu töten, sondern lediglich darauf hinarbeiten, dass er sich ihrem Willen unterwarf.

Was konnte das bedeuten? Was würden sie verlangen? Würden sie fordern, dass die Königin die Gesetze rigoros zur Anwendung brachte, welche es verboten, jene mit der Alten Macht nur ob ihrer magischen Blutlinie hin zu verhaften und zu verurteilen? Würden sie mehr verlangen? Sie wären Narren, wenn sie nicht zumindest versuchen würden, sich selbst einen Teil der Macht zu sichern. Falls es noch andere Herzöge und Edelleute gab, die ebenfalls vom Alten Blut waren, würden die Gescheckten vielleicht versuchen, sie an die Krone zu bringen. Ich fragte mich, ob die Bresingas zur Verlobung an den Hof gekommen waren. Das herauszufinden wäre der Mühe wert. Mutter und Sohn waren eindeutig vom Alten Blut und hatten mit den Gescheckten zusammengearbeitet, als diese den Prinzen fortgelockt hatten. Würden sie jetzt eine aktivere Rolle spielen? Und wie würden die Gescheckten Kettricken davon überzeugen, dass sie ihre Drohungen ernst meinten? Wen oder was würden sie vernichten, um der Königin ihre Macht zu demonstrieren?

Die Antwort war einfach: Tom Dachsenbless. Soweit es sie betraf, war ich nur eine Figur in einem Spiel, ein niederer Diener, aber ein unangenehmer Kerl, der einmal bereits ihre Pläne durchkreuzt und einen ihrer Anführer verstümmelt hatte. Die Gescheckten hatten sich mir vergangene Nacht gezeigt, und sie vertrauten darauf, dass ich ihre »Botschaft« den Mächtigen in Bocksburg überbringen würde. Und dann, um den Weitsehern zu beweisen, dass sie verwundbar waren, würden sie mich jagen und zur Strecke bringen

wie Hunde einen Fuchs. Ich würde die Lektion für Kettricken und Pflichtgetreu sein.

Ich legte das Gesicht in die Hände. Für mich wäre Flucht die beste Lösung. Doch jetzt, da ich nach Bocksburg zurückgekehrt war, hasste ich die Vorstellung, wieder gehen zu müssen. Diese alte Burg war einst mein Zuhause gewesen, und seit meiner illegitimen Geburt waren die Weitseher meine Familie.

Ein leises Geräusch erregte meine Aufmerksamkeit. Ich setzte mich auf. Durch die dicken Steinwände hindurch erreichte mich die Stimme eines jungen Mädchens. Mit vorsichtiger Neugier beugte ich mich zum Guckloch und spähte hindurch. Ich sah ein prachtvoll möbliertes Schlafgemach. Ein dunkelhaariges Mädchen stand dort mit dem Rücken zu mir. Neben dem Kamin saß ein grauhaariger alter Krieger auf einem Stuhl. Ein Teil der Narben auf seinem Gesicht war absichtlich entstanden, feine, mit Asche eingeriebene Schnitte, die die Fernholmer für dekorativ hielten; andere waren die Spuren harter Kämpfe. Graue Strähnen durchzogen sein Haar und seinen kurzen Bart. Er machte sich die Fingernägel mit einem Messer sauber, während das Mädchen vor ihm einen Tanzschritt einübte.

»... und zwei zur Seite, einen zurück und umdrehen«, sang sie atemlos, während ihre kleinen Füße den Anweisungen folgten. Als sie elegant in ihrem bestickten Rock herumwirbelte, sah ich kurz ihr Gesicht. Es war Narcheska Elliania, Pflichtgetreus Zukünftige. Ohne Zweifel übte sie für den ersten gemeinsamen Tanz heute Abend. »Und noch einmal ... zwei Schritte zur Seite und zwei zurück und ...«

»Einen Schritt zurück, Elli«, unterbrach sie der alte Mann. »Und dann umdrehen. Versuch es noch mal.«

Sie hielt inne und sagte etwas in ihrer eigenen Sprache.

»Elliania, üb dich in der Bauernsprache. Das gehört auch zum Tanz«, erwiderte der Mann unerbittlich.

»Ich will aber nicht«, widersprach das Mädchen trotzig. »Ihre platte Sprache ist genauso langweilig wie dieser Tanz.« Sie ließ ihren Rock los und verschränkte die Arme vor der Brust. »Das ist dumm. All diese Schritte und dieses ständige Umdrehen ... Das ist, als wären sie Tauben, die ständig mit dem Kopf vor und zurück gehen und einander picken, bevor sie sich paaren.«

»Ja, so ist es«, pflichtete ihr der alte Mann liebevoll bei. »Und genau aus diesem Grund machen sie es tatsächlich. Jetzt noch einmal und diesmal perfekt. Wenn du dir die Schrittfolgen einer Schwertübung merken kannst, wirst du auch hiermit zurechtkommen. Oder willst du diese hochmütigen Bauern glauben lassen, dass die Gottesrunen ihnen eine ungeschickte kleine Rudersklavin geschickt haben, um sie mit ihrem hübschen Prinzen zu verheiraten?«

Das Mädchen entblößte ungewöhnlich weiße Zähne, als sie das Gesicht zu einer Grimasse verzog. Dann schnappte sie sich wieder ihren Rock, zog ihn skandalös hoch, um zu zeigen, dass ihre Beine und Füße nackt waren, und ging die Schritte noch einmal wütend schnell durch. »Zwei Schritte zur Seite und einen Schritt zurück und drehen, zwei Schritte zur Seite und einen Schritt zurück und drehen, zwei Schritte ...« Ihr zorniger Gesang verwandelte den eleganten Tanz in ein wildes Hüpfen. Der Mann grinste sie an, griff aber nicht ein.

Die Gottesrunen, dachte ich bei mir selbst und förderte den vertrauten Klang dieser Worte zutage. So nannten die Fernholmer die verstreuten Inseln, die ihr Reich bildeten. Auf der einzigen Fernholmer-Karte, die ich kannte, war jedem winzigen Stück Land, das aus den eisigen Wassern ragte, eine bestimmte Runenfolge zugeordnet gewesen.

»Genug!«, schnaubte der Krieger plötzlich.

Das Gesicht des Mädchens war vor Anstrengung tiefrot, und sie atmete schnell, doch sie hörte nicht eher auf, bis

der Mann aufgestanden war und sie umarmte und hochhob.

»Genug, Elliania. Genug. Du hast mir gezeigt, dass du es kannst, und zwar perfekt. Lass es gut sein für jetzt. Aber heute Abend musst du der Inbegriff von Schönheit, Eleganz und Charme sein. Zeig dich als die kleine Giftspritze, die du wirklich bist, und dein hübscher Prinz wird sich eine zahmere Braut suchen. Das willst du doch nicht, oder?« Er stellte sie wieder auf die Füße und setzte sich.

»Doch, das will ich«, kam sofort ihre Antwort.

Gelassen erwiderte der Krieger: »Nein, das willst du nicht ... es sei denn, du willst auch meinen Gürtel auf deinem Hintern spüren, ja?«

»Nein.« Ihre Erwidering war wiederum so steif, dass ich sofort wusste, dass das keine leere Drohung gewesen war.

»Nein.« Der Mann ließ das Wort wie eine Abmachung klingen. »Und ich würde es nicht genießen, das zu tun. Aber du bist die Tochter meiner Schwester, und ich werde nicht tatenlos zusehen, wie Schande über die Linie unserer Mütter kommt. Du?«

»Ich will keine Schande über die Linie meiner Mütter bringen.« Das Kind hielt sich aufrecht und straffte die Schultern bei dieser Erklärung. Als sie fortfuhr, begannen ihre Schultern jedoch zu zittern. »Aber ich will den Prinzen nicht heiraten. Seine Mutter sieht wie eine Schneeharpyie aus. Er wird meinen Bauch mit Babys vollstopfen, und sie werden alle so bleich und kalt wie Eisgeister sein. Bitte, Peottre, bring mich nach Hause. Ich will nicht in dieser großen, kalten Höhle leben. Ich will nicht, dass dieser Junge die Sache mit mir macht, von der Babys kommen. Ich will nur im Langhaus unserer Mütter leben und mit meinem Pony durch den Wind reiten. Ich will mit meinem eigenen Boot über den Sendalfjord rudern und mit meiner eigenen Ausrüstung fischen gehen. Wenn ich erwachsen bin, werde ich meine eigene

Bank im Mütterhaus haben und einen Mann, der weiß, dass es richtig ist, in einem Haus mit den Müttern seiner Frau zu leben. Ich will nur, was jedes Mädchen in meinem Alter will. Dieser Prinz will mich aus der Linie meiner Mütter reißen, so wie man einen Trieb von einer Ranke abschneidet, und ich werde hier welken und vertrocknen, bis ich in tausend kleine Stücke zerspringe!«

»Elliania, Elliania, mein Herz, nicht!« Der Mann stand mit der Eleganz eines Kriegers auf, obwohl sein Leib kräftig und breit war, ein typischer Fernholmer. Er fing das Kind auf, und sie vergrub ihr Gesicht in seiner Schulter. Sie zitterte vor Schluchzen, und dem alten Krieger standen Tränen in den Augen, während er sie in den Armen hielt. »Schschsch. Schschsch. Wenn wir klug sind und du stark und schnell bist und tanzt wie die Schwalben über dem Wasser, wird es nie dazu kommen. Niemals. Das heute Abend ist nur ein Verlöb- nis, kleiner Sonnenschein, keine Hochzeit. Glaubst du wirk- lich, Peottre würde dich einfach hierlassen? Dummer kleiner Fisch! Niemand wird heute Nacht ein Baby mit dir machen und auch nicht in all den Nächten in den nächsten Jahren! Und selbst dann wird es nur geschehen, wenn du es willst. Das verspreche ich dir. Glaubst du etwa, ich würde Schande über die Linie unserer Mütter bringen, indem ich etwas an- deres geschehen lassen würde? Dies ist nur ein Tanz. Nichts- destoweniger müssen wir uns perfekt bewegen.« Er stellte sie wieder auf ihre kleinen nackten Füße. Dann hob er ihr Kinn und wischte ihr mit dem Rücken seiner vernarbten Hand die Tränen von den Wangen. »Ruhig jetzt. Lächle für mich. Und vergiss nicht: Den ersten Tanz musst du deinem hübschen Prinzen schenken, aber der zweite gehört Peottre. Und jetzt zeig mir, wie wir es zusammen tanzen werden, die- ses dumme Bauernhüpfen.«

Er begann unmelodisch, aber rhythmisch zu summen, und sie legte die kleinen Hände in die seinen. Gemeinsam

setzten sie sich in Bewegung, sie leicht wie eine Feder, er wie ein Schwertkämpfer. Ich beobachtete ihren Tanz. Die Augen von Elliania blickten in die des Mannes, und der Mann starrte über ihren Kopf hinweg in eine Ferne, die nur er sehen konnte.

Ein Klopfen an der Tür ließ sie innehalten. »Herein«, rief Peottre, und eine Dienerin mit einem Kleid über dem Arm betrat den Raum. Sofort lösten sich Peottre und Elliania voneinander und verhielten sich vollkommen still. Sie hätten nicht vorsichtiger sein können, wenn eine Schlange in den Raum gekrochen wäre. Doch die Frau trug die Tracht der Fernholmer, ihre eigene.

Ihr Verhalten war seltsam. Sie machte keinen Knicks. Sie hielt nur das Kleid hoch, damit die anderen es inspizieren konnten. »Die Narcheska wird dies hier heute Abend tragen.«

Peottre musterte es eingehend. Ich hatte noch nie etwas Vergleichbares gesehen. Es war das Kleid einer Frau, geschnitten für ein Kind. Der Stoff war blassblau, am Hals tief ausgeschnitten. Die Rüschen an der Vorderseite waren auf so geschickte Art gefaltet, dass sie den Stoff wölbten. Das würde der Narcheska helfen, den Busen vorzutäuschen, den sie noch nicht besaß. Elliania errötete, als sie es sah. Peottre war da schon direkter. Er trat zwischen Elliania und das Kleid, als wolle er sie davor beschützen. »Nein. Das wird sie nicht.«

»Doch. Das wird sie. Die hohe Frau sieht es so vor. Der junge Prinz wird es sehr anziehend finden.« Was sie da kundtat, war keine Meinung, sondern ein Befehl.

»Nein. Das wird sie nicht. Das macht sie zu einem Zerrbild dessen, was sie ist. Das ist nicht das Gewand einer Narcheska der Gottesrunen. Würde sie das tragen, wäre das eine Beleidigung unseres Mütterhauses.« Mit einem plötzlichen Schritt vorwärts schlug Peottre der Frau das Kleid aus der Hand und warf es auf den Boden.

Ich hätte erwartet, dass die Dienerin vor ihm zurückweichen und um Entschuldigung bitten würde. Stattdessen blickte sie ihn einfach nur an. Nach kurzer Pause erklärte sie: »Die hohe Frau sagt: ›Das hat nichts mit den Gottesrunen zu tun. Dies ist ein Kleid, das die Männer der Sechs Provinzen verstehen werden. Sie wird es tragen.« Sie hielt kurz inne, als dächte sie nach, und fügte dann hinzu: »Würde sie es nicht tragen, brächte das unser Mütterhaus in Gefahr.« Als wäre Peottres Handeln nur der Streich eines übermütigen Kindes gewesen, bückte sie sich und hob das Kleid wieder auf.

Hinter Peottre stieß Elliania einen leisen Schrei aus. Es klang, als litte sie unter Schmerzen. Als er sich zu ihr umdrehte, erhaschte ich einen raschen Blick auf ihr Gesicht. Sie strahlte Entschlossenheit aus, doch Schweiß hatte sich auf ihrer Stirn gesammelt, und sie sah so blass aus, wie sie vorher rot gewesen war.

»Hör auf damit!«, sagte Peottre mit leiser Stimme, und zuerst glaubte ich, er hätte mit dem Mädchen gesprochen. Dann blickte er über die Schulter. Doch als er wieder sprach, schien er auch nicht mit der Dienerin zu reden. »Hör auf damit!«, wiederholte er. »Sie wie eine Hure anzuziehen war nicht Teil unserer Abmachung. Wir werden uns nicht dazu zwingen lassen. Hör auf damit, oder ich werde sie an Ort und Stelle erschlagen, und du wirst deine Augen und Ohren hier verlieren.« Er zog sein Messer, trat auf die Dienerin zu und legte ihr die Klinge an den Hals. Die Frau zuckte nicht zusammen und wich auch nicht zurück. Sie stand einfach nur still da; ihre Augen funkelten, und fast schien sie über seine Drohung zu lächeln. Sie antwortete nicht auf seine Worte. Dann atmete Elliania plötzlich tief und rasselnd ein und ließ die Schultern hängen. Einen Augenblick später straffte sie sie wieder und richtete sich auf. Keine Träne rann aus ihren Augen.

In einer fließenden Bewegung nahm Peottre der Frau das Kleid vom Arm. Sein Messer musste scharf wie eine Rasierklinge sein, denn es schlitzte mühelos die Vorderseite des Kleides auf. Die Fetzen warf er dann zu Boden und trat darauf. »Raus!«, befahl er der Frau.

»Alles soll so geschehen, wie Ihr es wollt, Herr«, murmelte sie, aber die höflichen Worte waren nur Spott. Sie drehte sich um und ging. Sie beeilte sich jedoch nicht, und Peottre beobachtete sie, bis sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte.

Dann drehte er sich wieder zu Elliania um. »Hat dich das sehr verletzt, kleiner Fisch?«

Sie schüttelte den Kopf, eine schnelle Geste, das Kinn hoherhoben. Es war eine tapfere Lüge, denn sie sah aus, als würde sie gleich in Ohnmacht fallen.

Ich stand leise auf. Ich fragte mich, ob Chade wusste, dass die Narcheska unseren Prinzen nicht heiraten wollte; ob er wusste, dass Peottre das Verlöbnis nicht als bindend betrachtete und wer diese »hohe Frau« war und warum ihre Dienerin so despektierlich war. Ich schob die Informationsbrocken, die ich gesammelt hatte, erst einmal mit meinen Fragen beiseite, nahm meine Sachen und setzte den Weg zu Chades Turm hinauf fort. Wenigstens hatte ich während des Lauschens meine eigenen Sorgen für eine Weile vergessen.

Ich stieg die letzten Stufen zu dem winzigen Raum an der Turmspitze hinauf und drückte gegen die kleine Tür dort. Aus einem entfernten Teil der Burg hörte ich Musik. Vermutlich stimmten die Minnesänger ihre Instrumente für die Festivitäten heute Abend. Ich trat hinter einem Weinregal hervor in Chades Turmzimmer. Ich hielt die Luft an, schob dann das Regal wieder an seinen Platz zurück und stellte mein Bündel daneben. Der Mann, der über Chades Arbeitstisch gebeugt war, murmelte etwas vor sich hin, ein kehliger Singsang von Beschwerden. Mit jedem seiner Worte wurde die Musik lauter und deutlicher. Fünf geräuschlose Schritte trugen mich in

die Kaminecke zu Veritas' Schwert. Meine Hand hatte gerade erst das Heft berührt, als sich der Mann zu mir umdrehte. Es war der Schwachsinnige, den ich vor vierzehn Tagen kurz im Stall gesehen hatte. Er hielt ein Tablett mit Schüsseln in der Hand, einem Stößel und einer Teetasse. Vor lauter Überraschung kippte er es zu einer Seite, und das ganze Geschirr wäre fast heruntergerutscht. Rasch stellte er das Tablett auf den Tisch. Die Musik hatte aufgehört.

Eine Zeit lang starrten wir einander bestürzt an. Die Form seiner Augenlider ließ ihn aussehen, als würde er ständig schlafen. Seine Zungenspitze ragte ein Stück aus dem Mund. Er hatte kleine Ohren, die eng an seinem Kopf lagen, und kurz geschorenes Haar. Seine Kleidung hing an ihm herunter, und die Ärmel und Hosenbeine waren abgeschnitten; man konnte deutlich erkennen, dass es sich um die weggeworfenen Kleidungsstücke eines weit größeren Mannes handelte. Er war klein und rundlich, und irgendwie hatte er etwas Beunruhigendes an sich. Ein Gefühl der Vorahnung jagte mir einen Schauer über den Rücken. Ich wusste, dass er keine Bedrohung darstellte, aber ich wollte ihn trotzdem nicht in meiner Nähe haben. Danach zu urteilen, wie mich seine Augen anfunkelten, beruhte dieses Gefühl auf Gegenseitigkeit.

»Geh weg!« Er sprach mit kehliger Stimme.

Ich atmete tief durch und antwortete in gelassenem Tonfall: »Es ist mir erlaubt, hier zu sein. Dir auch?« Ich hatte mir bereits gedacht, dass dies Chades Diener sein musste, der Junge, der Holz und Wasser holte und hinter dem alten Mann her räumte. Aber ich wusste nicht, wie weit ihn Chade ins Vertrauen gezogen hatte, und so nannte ich Chades Namen nicht. Sicherlich wäre der alte Assassine niemals so unvorsichtig, einem Schwachkopf seine Geheimnisse anzuvertrauen.

Du. Geh weg. Sieh mich nicht!

Der feste Stoß von Gabenmagie, den er gegen mich führte, ließ mich taumeln. Hätte ich meine Mauer nicht errichtet gehabt, hätte ich mit Sicherheit genau das getan, was er mir befohlen hatte: Ich wäre weggegangen und hätte ihn nicht gesehen. Als ich meine Gabenwand verstärkte, fragte ich mich flüchtig, ob er das schon früher getan hatte. Und falls ja, würde ich mich überhaupt daran erinnern?

Lass mich allein! Tu mir nicht weh! Geh weg, Stinkehund!

Ich war mir dieses zweiten Schlages bewusst, aber weniger eingeschüchtert davon. Nichtsdestoweniger senkte ich meine Mauer nicht, um mit der Gabe zurückzuschlagen. Ich sprach mit einer Stimme, die trotz all meiner Bemühungen ein wenig zitterte. »Ich werde dir nicht wehtun. Ich hatte auch nie die Absicht, dir wehzutun. Aber ich werde auch nicht weggehen. Und ich werde nicht zulassen, dass du mich derart bedrängst.« Ich bemühte mich, im Tonfall von jemandem zu sprechen, der ein Kind für seine Streiche tadelte. Vermutlich hatte er keine Ahnung, was er da eigentlich tat; ohne Zweifel nutzte er schlicht eine Waffe, die früher für ihn funktioniert hatte.

Doch anstatt verdrossen zu sein, flackerte Zorn in seinem Gesicht auf. Und Angst? Seine ohnehin schon kleinen Augen verschwanden fast in den fetten Wangen, als er sie zusammenkniff. Einen Moment lang war sein Mund vollkommen schief, und seine Zunge hing noch weiter heraus. Dann packte er das Tablett und schlug es auf den Tisch, sodass die Schüsseln darauf hüpfen. »Geh *weg!*« Seine Gabe war das Echo der wütenden Befehle, die aus seinem Mund quollen. »*Du siehst mich nicht!*«

Ich ging zu Chades Stuhl und setzte mich. »Ich sehe dich«, erwiderte ich in ruhigem Ton. »Und ich werde nicht weggehen.« Ich verschränkte die Arme vor der Brust und hoffte, er würde nicht sehen, wie erschüttert ich in Wirklichkeit war. »Du solltest einfach deine Arbeit machen und so tun, als

würdest *du* mich nicht sehen. Und wenn du damit fertig bist, solltest *du* weggehen.«

Ich würde mich nicht vor ihm zurückziehen; das konnte ich nicht. Wenn ich wieder ging, würde ich ihm zeigen, auf welchem Weg ich gekommen war, und wenn er das nicht schon wusste, würde ich es ihm bestimmt nicht verraten. Ich lehnte mich auf dem Stuhl zurück und tat so, als würde ich mich entspannen.

Er starrte mich wütend an, und die Hitze seines Gabenzorns war erschreckend. Er war stark. Wenn er schon un-
ausgebildet so stark war, was für ein Talent würde er dann besitzen, wenn man ihm beibrachte, es zu beherrschen? Das war ein furchterregender Gedanke. Ich starrte in den kalten Kamin, behielt den Schwachkopf aber aus den Augenwinkeln im Blick. Entweder hatte er seine Arbeit beendet oder gerade beschlossen, sie nicht mehr weiterzuführen. Auf jeden Fall nahm er sein Tablett, stapfte durch den Raum und zog an einem Regal mit Schriftrollen. Das war der Eingang, den ich Chade einst benutzen gesehen hatte. Er verschwand darin, doch kaum hatte sich das Regal hinter ihm geschlossen, erreichten mich seine Stimme und seine Gabe erneut. *Du stinkst wie ein Hundefurz. Ich werde dich in Stücke hacken und verbrennen.*

Sein Zorn war wie eine Flut, die mich langsam an den Strand trieb und dort liegen ließ. Nach einiger Zeit hob ich die Hände und presste sie an die Schläfen. Die Anstrengung, meine Gabenmauer so lange und stark aufrechtzuerhalten, forderte allmählich ihren Tribut, doch ich wagte noch nicht, sie wieder fallen zu lassen. Wenn er fühlen konnte, wie ich sie senkte, und mir in dem Moment einen Gabenbefehl erteilte, wäre ich diesem schutzlos ausgeliefert, so wie Pflichtgetreu meinem instinktiven Gabenbefehl ausgeliefert gewesen war, mich nicht zu bekämpfen. Ich fürchtete, dass nach wie vor Spuren von diesem Befehl in seinem Geist zu finden waren.

Das war ein anderes Problem, um das ich mich kümmern musste. Engte dieser Befehl ihn noch immer ein? Ich hatte damals beschlossen herauszufinden, wie ich meinen Gabenbefehl wieder umkehren konnte. Falls mir das nicht gelang, würde das auf ewig ein Hindernis für eine echte Freundschaft zwischen uns bleiben, das wusste ich. Dann fragte ich mich, ob dem Prinzen überhaupt bewusst war, was ich ihm alles angetan hatte. Es war ein Unfall gewesen, sagte ich mir selbst und verachtete mich für diese Lüge. Ein Temperamentsausbruch hatte diesen Befehl im Geist meines Prinzen eingebrannt. Die Tat beschämte mich, und je schneller sie rückgängig gemacht wurde, desto besser für uns beide.

Vage wurde ich mir wieder der Musik bewusst. Zaghaft versuchte ich, eine Verbindung herzustellen. Während ich nach und nach meine Mauer senkte, wurde die Musik in meinem Geist lauter. Die Hand auf die Ohren zu legen half überhaupt nichts. Gabenmusik. So etwas hatte ich mir bis jetzt noch nicht einmal vorstellen können, und doch tat der Schwachkopf genau das. Als ich meine Aufmerksamkeit davon abwandte, verschwand die Musik hinter dem alles dämpfenden Vorhang von Gedanken, der den Rand meiner Gabenfähigkeit darstellte. Der Großteil dieses Vorhangs bestand aus den Gedanken jener Menschen, die gerade über genug Gabe verfügten, dass sie ihre drängendsten Gedanken nach außen schicken konnten. Wenn ich mich darauf konzentrierte, konnte ich manchmal zusammenhängende Gedanken oder Bilder aus ihnen herausholen, während es ihnen an Talent mangelte, um mich wahrzunehmen, geschweige denn, mir zu antworten. Der Schwachkopf war jedoch anders. Was er mit seiner Musik und der Hitze und dem Rauch seines wilden Talents entfesselte, war förmlich ein Gabenfeuer. Er bemühte sich auch nicht, es zu verbergen; vermutlich hatte er keine Ahnung, wie er das machen sollte oder warum.

Ich entspannte mich und hielt nur so viel von meiner Mauer aufrecht, dass meine Privatsphäre vor Pflichtgetreus aufkeimender Gabe verborgen blieb. Dann, mit einem Stöhnen, legte ich das Gesicht in die Hände, als der Gabenschmerz meinen Kopf dröhnen ließ.

»Fitz!«

Ich bemerkte Chades Anwesenheit einen Augenblick bevor er meine Schulter berührte. Dennoch zuckte ich unwillkürlich zusammen, als ich erwachte, und hob die Hände, als wollte ich einen Schlag abwehren.

»Was hast du, Junge?«, verlangte er von mir zu wissen und beugte sich näher heran, um mich genauer zu betrachten. »Deine Augen sind voller Blut! Wann hast du zum letzten Mal geschlafen?«

»Gerade eben, glaube ich.« Ich brachte ein schwaches Lächeln zustande und strich mir mit der Hand über das kurz geschnittene Haar. Nass vom Schweiß klebte es an meinem Kopf. Ich erinnerte mich nur an Fetzen eines Albtraums. »Ich habe deinen Diener getroffen«, sagte ich mit zitternder Stimme.

»Dick? Nun ja, er ist vielleicht nicht der klügste Mann in der Burg, aber er dient meinen Zwecken auf bewundernswerte Art und Weise. Es dürfte ihm schwerfallen, Geheimnisse zu verraten, wo er doch noch nicht einmal eines erkennt, wenn er darüber fällt. Aber genug von ihm. Kaum hatte mich Fürst Leuenfarbs Nachricht erreicht, bin ich hier heraufgekommen in der Hoffnung, dich anzutreffen. Was ist das von wegen der Gescheckten in Burgstadt?«

»Er hat das in seiner Nachricht geschrieben?« Ich war entsetzt.

»Nicht in so vielen Worten. Nur ich konnte dem einen Sinn entnehmen. Jetzt erzähl erst mal.«

»Sie sind mir vergangene Nacht gefolgt ... heute Morgen.

Sie wollten mir Angst einjagen und mich wissen lassen, dass sie mich kennen – dass sie mich jederzeit finden können. Chade. Lassen wir das einen Augenblick beiseite. Hast du gewusst, dass dein Diener – wie ist sein Name? Dick? – über die Gabe verfügt?»

»Eine Gabe für was? Teetassen zu zerbrechen?« Der alte Mann schnaubte, als hätte ich einen schlechten Scherz gemacht. Dann seufzte er und deutete angewidert auf den kalten Kamin. »Er sollte eigentlich jeden Tag ein kleines Feuer da drin machen. Die Hälfte der Zeit vergisst er es. Wovon redest du?«

»Dick verfügt über die Gabe. Sein Talent ist stark. Er hätte mir fast einen Gabenbefehl eingebrannt, als ich ihn zufällig hier überrascht habe. Hätte ich meine Mauer nicht errichtet gehabt, um mich vor Pflichtgetreu zu schützen, ich glaube, er hätte mir jeden Gedanken aus dem Kopf geschossen. ›Geh weg«, hat er mir gesagt, und ›Du siehst mich nicht«. Und ›Tu mir nicht weh«. Einmal, im Stall, habe ich gesehen, wie ein paar Jungen ihn geneckt haben, und ich habe genauso laut gehört, als hätte es jemand neben mir gesagt: ›Ihr seht mich nicht.« Dann sind die Stallburschen ihrer Arbeit nachgegangen, und danach kann ich mich auch nicht mehr daran erinnern, dass *ich* ihn dort gesehen habe.«

Chade ließ sich langsam auf den Stuhl sinken. Er streckte die Hand nach meiner aus, als könnte das die Sache verständlicher für ihn machen. Oder vielleicht wollte er einfach nur nachsehen, ob ich Fieber hatte. »Dick gebietet über Gabenmagie«, murmelte er. »Hast du mir das gerade gesagt?«

»Ja. Sie ist roh und unausgebildet, aber sie brennt in ihm wie ein Scheiterhaufen. So etwas habe ich noch nie erlebt.« Ich schloss die Augen, legte die Hände an die Schläfen und versuchte, meinen Kopf wieder zurechtzurücken. »Ich fühle mich, als wäre ich verprügelt worden.«

Einen Augenblick später sagte Chade schroff: »Hier. Versuch das mal.«

Ich nahm das kalte, feuchte Tuch, das er mir anbot, und legte es mir auf die Augen. Ich wusste es besser, als dass ich ihn nach etwas Stärkerem gefragt hätte. Der sture alte Mann hatte sich in den Kopf gesetzt, dass meine Schmerzmittel meine Fähigkeit beeinträchtigen würden, Pflichtgetreu in der Gabe zu unterrichten. Es war sinnlos, mich nach der Erleichterung zu sehnen, die Elfenrinde mir bringen würde. Falls es noch welche gab in der Burg, so war sie sicherlich gut versteckt.

»Was soll ich deswegen tun?«, murmelte Chade, und ich hob eine Ecke des Tuchs, um ihn anzusehen.

»Wegen was?«

»Wegen Dick und seines Talents.«

»Tun? Was kannst du deswegen tun? Der Schwachkopf hat es eben.«

Chade setzte sich wieder. »Nach dem zu urteilen, was ich aus den alten Gabenschriften übersetzt habe, macht ihn das zu einer Bedrohung für uns. Er ist ein wildes Talent, unausgebildet und undiszipliniert. Seine Gabe kann Pflichtgetreu korrumpieren, während er zu lernen versucht. In der Wut könnte er die Gabe gegen Menschen einsetzen; offensichtlich hat er das bereits getan. Schlimmer noch: Du sagst, er sei stark. Stärker als du?«

Ich hob die Hand zu einer hilflosen Geste. »Ich habe nicht die geringste Ahnung. Mein Talent war stets recht brüchig, Chade. Und ich wüsste auch nicht, wie man so etwas messen sollte. Aber so bedrängt habe ich mich nicht mehr gefühlt, seit Galens Kordiale ihre vereinten Kräfte gegen mich gerichtet hat.«

»Hm.« Chade lehnte sich zurück und blickte zur Decke. »Das Klügste wäre wohl, ihn auszuschalten. Freundlich natürlich. Es ist ja nicht sein Fehler, dass er eine Bedrohung

für uns darstellt. Weniger radikal wäre es, ihn mit Elfenrinde vollzupumpen, bis sein Talent gedämpft oder gar zerstört ist. Aber da dein unbesonnener Einsatz dieses Krauts über die letzten zehn Jahre dich nicht vollkommen von der Gabe befreit hat, habe ich in der Hinsicht weniger Vertrauen als die Verfasser der alten Schriftrollen. Tatsächlich neige ich zu der dritten Möglichkeit. Sie ist vielleicht ein wenig gefährlicher. Ich frage mich, ob das womöglich sogar der Grund dafür ist, dass sie mir so gut gefällt, weil die Möglichkeiten so groß wie die Gefahren sind.«

»Du willst ihn ausbilden?« Auf Chades vorsichtiges Lächeln hin stöhnte ich. »Chade, nein. Wir wissen nicht genug, um Pflichtgetreu wirklich gefahrlos unterweisen zu können, und der ist ein umgänglicher Junge mit gesundem Geist. Dein Dick ist mir bereits feindlich gesinnt. Seine Beleidigungen lassen mich befürchten, dass er weiß, dass ich über die Gabe verfüge. Und was er sich schon selbst beigebracht hat, scheint mir gefährlich genug zu sein, dass ich ihn nicht weiter unterrichten will.«

»Dann denkst du also, wir sollten ihn töten? Oder sein Talent verkrüppeln?«

Ich wollte das nicht entscheiden. Tatsächlich wollte ich noch nicht einmal wissen, welche Entscheidung getroffen wurde, doch hier war ich wieder, bis zum Hals in Weitseher-Intrigen. »Ich glaube, wir sollten keines von beidem tun«, murmelte ich. »Können wir ihn nicht einfach weit wegschicken?«

»Die Waffen, die wir heute wegwerfen, finden wir morgen an unseren Kehlen wieder«, erwiderte Chade. »Deshalb hat König Listenreich vor langer Zeit beschlossen, seinen Bastardenkel in der Nähe zu haben. Im Fall von Dick müssen wir die gleiche Entscheidung treffen. Entweder wir benutzen ihn, oder wir machen ihn nutzlos. Es gibt keinen Mittelweg ...« Er streckte mir die Hand entgegen und fügte hinzu: »Wie wir bei den Gescheckten gesehen haben.«

Ich weiß nicht, ob das als Tadel gemeint war, doch seine Worte schmerzten. Ich lehnte mich auf dem Stuhl zurück und ließ das nasse Tuch wieder auf meine Augen fallen. »Was willst du, dass ich tue? Soll ich sie alle töten? Nicht nur die Gescheckten, die den Prinzen fortgelockt haben, sondern auch die Ältesten vom Alten Blut, die uns zu Hilfe gekommen sind? Und dann die Jagdmeisterin der Königin? Die Bresingas? Und ...«

»Ich weiß, ich weiß«, unterbrach er mich, als ich den Kreis potenzieller Ziele immer mehr erweiterte. »Und doch sind sie hier. Sie haben uns gezeigt, dass sie schnell und zu allem fähig sind. Du bist kaum zwei Tage in Burgstadt, und sie wussten schon, wo du bist, und waren bereit für dich. Gehe ich recht in der Annahme, dass du vergangene Nacht zum ersten Mal in die Stadt hinuntergelaufen bist?« Auf mein Nicken hin fuhr er fort: »Sie haben dich sofort gefunden und dafür gesorgt, dass du es weißt. Das ist ein Spiel.« Er atmete tief durch, und ich sah, wie er darüber nachdachte, welche Botschaft die Gescheckten wohl hatten übermitteln wollen. »Sie wissen, dass der Prinz über die Alte Macht verfügt, und sie wissen, dass du sie beherrschst. Sie können euch beide vernichten, wann immer es ihnen gefällt.«

»Das wussten wir bereits. Ich glaube, was ich heute Morgen erlebt habe, sollte etwas anderes bedeuten.« Ich nahm einen tiefen Atemzug, brachte Ordnung in meine Gedanken und berichtete Chade kurz, was geschehen war. »Ich sehe die Begegnung mit den Gescheckten jetzt in einem anderen Licht. Sie wollten mir Angst einjagen und mich dazu zwingen, darüber nachzudenken, wie ich vor ihnen in Sicherheit sein kann. Ich kann entweder eine Bedrohung für sie darstellen, die es zu eliminieren gilt, oder aber von Nutzen für sie sein.« Vor ein paar Stunden hatte ich das noch nicht so gesehen, aber jetzt kam es mir offensichtlich vor. Sie hatten mir Angst eingejagt und mich dann gehen lassen, um mir Zeit zu

geben zu erkennen, dass ich sie nicht alle töten konnte. Ich konnte unmöglich wissen, wie viele inzwischen mein Geheimnis kannten. Wollte ich sicher sein, blieb mir nur eine Möglichkeit: Ich musste mich für sie nützlich machen. Was würden sie von mir verlangen? »Vielleicht soll ich ihnen als Spion in Bocksburg dienen. Oder als Waffe in der Burg, als jemand, den sie von innen gegen die Weitseher richten können.«

Chade war meinem Gedankengang mühelos gefolgt. »Ist das nicht die einzige Möglichkeit, die wir wählen könnten? Hm. Ja. Für den Augenblick rate ich dir in jedem Fall, vorsichtig zu sein. Aber sei auch für alles offen. Rechne damit, dass sie dich wieder kontaktieren. Hör dir an, was sie verlangen und was sie anbieten. Falls nötig, lass sie glauben, dass du den Prinzen verraten wirst.«

»Ich soll also den Köder spielen.« Ich setzte mich auf und nahm das Tuch von den Augen.

Ein Lächeln zuckte um Chades Mund. »Genau.« Er streckte die Hand aus, und ich gab ihm das Tuch. Dann neigte er den Kopf zur Seite und musterte mich kritisch. »Du siehst furchtbar aus. Schlimmer als ein Mann nach einem einwöchigen Saufgelage. Hast du große Schmerzen?«

»Ich komme schon damit zurecht«, antwortete ich barsch.

Zufrieden nickte er vor sich hin. »Ich fürchte, das wirst du auch müssen. Aber es wird jedes Mal weniger, nicht wahr? Dein Körper lernt, damit umzugehen. Ich glaube, es ist ähnlich wie bei einem Schwertkämpfer, dessen Muskeln sich an die stundenlangen Übungen gewöhnen.«

Ich beugte mich mit einem Seufzen vor und rieb mir die brennenden Augen. »Ich denke, es ist mehr wie ein Bastard, der lernt, Schmerzen zu tolerieren.«

»Nun. Was auch immer es sein mag, ich bin zufrieden.« Seine Erwiderung war brüsk. Ich würde kein Mitleid von dem alten Mann bekommen. Er stand auf. »Geh und wasch

dich, Fitz. Iss etwas. Lass dich sehen. Geh nur noch bewaffnet nach draußen, aber unauffällig.« Er hielt kurz inne. »Du erinnerst dich, wo ich meine Gifte und Werkzeuge aufbewahre, dessen bin ich sicher. Nimm dir, was immer du brauchst, aber lass mir eine Liste da, damit mein Lehrling es wieder auffüllen kann.«

Ich erwiderte nicht, dass ich mir nichts nehmen würde, dass ich nicht länger ein Assassine war. Ich hatte schon an ein oder zwei Pulver gedacht, die sich als nützlich erweisen könnten, sollte ich wie heute Morgen einer Überzahl gegenüberstehen. »Wann werde ich deinen neuen Lehrling kennenlernen?«, fragte ich beiläufig.

»Das hast du schon.« Chade lächelte. »Aber wann du ihn wirklich kennenlernen wirst? Ich bin nicht sicher, ob das klug oder angenehm für euch beide sein würde. Oder für mich. Fitz, ich bitte dich, in dieser Sache ehrenhaft zu sein. Lass mir dieses Geheimnis und versuch nicht herumzuschnüffeln. Vertrau mir, wenn ich dir sage, dass du das Thema besser in Ruhe lässt.«

»Wo wir schon vom Herumschnüffeln sprechen, da ist noch etwas, was ich dir sagen wollte. Auf meinem Weg die Treppe hinauf habe ich eine Pause gemacht und Stimmen gehört. Ich habe ins Zimmer der Narcheska gesehen. Es gibt da ein paar Informationen, die ich wohl mit dir teilen sollte.«

Er neigte den Kopf in meine Richtung. »Klingt verführerisch. Sehr verführerisch. Aber es ist dir nicht ganz gelungen, mich abzulenken. Dein Versprechen, Fitz, bevor du mich dazu verführst, über andere Dinge nachzudenken.«

Um die Wahrheit zu sagen, wollte ich dieses Versprechen nicht geben. Es war nicht nur Neugier, die in mir brannte, noch nicht einmal Eifersucht. Es verstieß einfach gegen alles, was der alte Mann mir beigebracht hatte. »Finde so viel wie möglich über das heraus, was um dich herum vorgeht«, hatte er mich gelehrt. »Du kannst nie wissen, was sich einmal als

nützlich erweisen könnte.« Seine grünen Augen starrten mich unheilvoll an, bis ich den Blick senkte. Ich schüttelte den Kopf, sprach aber die Worte. »Ich verspreche dir, dass ich nicht absichtlich versuchen werde, die Identität deines neuen Lehrlings herauszufinden. Aber darf ich dich eines fragen? Weiß er von mir, wer ich bin und was ich war?«

»Mein Junge, ich verrate keine Geheimnisse, die nicht die meinen sind.«

Ich seufzte erleichtert. Es war eine unangenehme Vorstellung, dass irgendjemand in der Burg mich beobachten und wissen könnte, wer ich war, ohne dass ich auch nur den geringsten Anhaltspunkt in Bezug auf seine Identität hatte. Der neue Lehrling wusste also genauso wenig über mich wie ich über ihn.

»Nun denn. Die Narcheska.«

Ich berichtete Chade auf eine Art, wie ich geglaubt hatte, es nie wieder zu tun. So wie damals als Kind gab ich ihm genau die Worte wieder, die ich gehört hatte, und hinterher befragte er mich dazu, was sie wohl zu bedeuten hätten. Ich antwortete ihm offen: »Ich kenne den Status des Mannes nicht in Bezug auf das Angebot der Narcheska an Königin Kettricken. Aber ich glaube nicht, dass er sich durch das Verlöbnis gebunden fühlt, und sein Rat an Elliania lautete eindeutig, dass auch sie sich nicht gebunden fühlen muss.«

»Ich finde das äußerst interessant. Das ist ein wertvolles Stück Information, Fitz, das muss ich sagen. Diese seltsame Dienerin fasziniert mich ebenfalls. Wenn es deine Zeit erlaubt, könntest du sie dir ja noch einmal genauer ansehen und mir berichten, was du herausfinden kannst.«

»Kann dein neuer Lehrling das nicht genauso gut tun? «

»Du schnüffelst schon wieder herum, und du weißt es; aber diesmal will ich dir antworten. Nein. Mein Lehrling kennt meine Geheimgänge durch die Burg genauso wenig, wie du sie damals gekannt hast. Das ist keine Aufgabe für

Lehrlinge. Lehrlinge haben genug damit zu tun, sich um ihre eigenen Geheimnisse zu kümmern, da muss man sie nicht auch noch mit meinen belasten. Aber ich glaube, ich werde meinen Lehrling bitten, die Dienerin im Auge zu behalten. Sie ist das Puzzleteil, das ich am meisten fürchte. Doch die Tunnel und Geheimgänge von Bocksburg sind nur etwas für dich und mich. Also« – und hier erschien ein schiefes Lächeln auf seinem Gesicht – »ich nehme an, du kannst davon ausgehen, den Gesellenstatus erreicht zu haben. Natürlich heißt das nicht, dass du noch immer ein Assassine bist. Wir wissen beide, dass dem nicht mehr so ist.«

Dieser Scherz traf mich an einer schwachen Stelle. Ich wollte nicht darüber nachdenken, wie tief ich bereits wieder in meine alte Rolle als Spion und Assassine gerutscht war. Ich hatte erneut für meinen Prinzen getötet – mehrere Male. Das war in der Hitze des Zorns gewesen, als ich mich verteidigt und Prinz Pflichtgetreu gerettet hatte. Würde ich wieder töten, und zwar im Geheimen, mit Gift und in dem kaltblütigen Wissen, dass es eine Notwendigkeit für das Haus Weitseher war? Das Beunruhigendste an dieser Frage war die Tatsache, dass ich sie nicht beantworten konnte. Ich lenkte meinen Geist auf ergiebigere Wege.

»Wer ist der Mann im Gemach der Narcheska? Abgesehen davon, dass er ihr Onkel Peottre ist, meine ich.«

»Ah. Nun, du hast dir unwissentlich schon selbst geantwortet. Er ist ihr Onkel, der Bruder ihrer Mutter. In der alten Tradition der Äußeren Inseln ist die Mutter bedeutender als der Vater. Für sie war die Blutlinie der Mutter die wichtigere. Die Brüder einer Frau waren wichtige Männer im Leben eines Kindes. Ehemänner schlossen sich den Clans ihrer Ehefrauen an, und die Kinder übernahmen das Clansymbol ihrer Mütter.«

Ich nickte stumm. Während des Kriegs der Roten Schiffe hatte ich nach einem Sinn für die Auseinandersetzung ge-

sucht, hatte alles über Fernholmer gelesen, was in der Bibliothek von Bocksburg zu finden war. Ich hatte auch auf dem Kriegsschiff *Rurisk* neben abtrünnigen fernholmischen Kriegern gedient, von denen ich viel über ihre Länder und ihre Sitten lernte. Was Chade sagte, stimmte mit meiner Erinnerung zu dem Thema überein.

Nachdenklich zupfte sich Chade am Kinn. »Als Arkon Blutklinge uns diese Allianz angeboten hat, konnte er sich der Unterstützung seines Hetgurd sicher sein. Ich habe das akzeptiert und auch die Tatsache, dass er, als ihr Vater, solch eine Ehe arrangieren konnte. Ich dachte, die Äußeren Inseln hätten das Matriarchat vielleicht überwunden, doch jetzt frage ich mich, ob Ellianias Familie nicht vielleicht daran festhält. Aber warum ist dann kein weiblicher Verwandter hier, um für Elliania zu sprechen und die Verbindung auszuhandeln? Arkon Blutklinge scheint derjenige zu sein, der die Verhandlungen führt. Peottre Schwarzwasser war für mich der Leibwächter der Narcheska, aber jetzt sehe ich, dass er auch ihr Ratgeber ist. Hm. Vielleicht war es falsch, unsere Aufmerksamkeit auf ihren Vater zu richten. Ich werde dafür sorgen, dass Peottre mehr Beachtung findet.« Chade runzelte die Stirn und überdachte rasch seine Einschätzung des Eheangebots. »Ich wusste von der Dienerin. Ich dachte, sie wäre die Vertraute der Narcheska, vielleicht ihre alte Amme oder eine verarmte Verwandte. Doch deinen Erkenntnissen nach steht sie nicht gerade auf gutem Fuß mit Elliania und Peottre. Irgendetwas stimmt hier nicht, Fitz.« Er seufzte und räumte widerwillig seinen Fehler ein. »Ich dachte, wir würden die Ehe mit Blutklinge verhandeln, Ellianias Vater. Vielleicht ist es jedoch die Familie von Ellianias Mutter, über die ich mehr herausfinden sollte. Aber falls sie es sind, die uns in Wahrheit Elliania anbieten, was ist dann Blutklinge? Eine Marionette? Besitzt er überhaupt irgendwelche Autorität?«

Tiefe Falten gruben sich in seine Stirn, während er über diese Dinge nachdachte. Plötzlich erkannte ich, dass die Drohung der Gescheckten gegen mich jetzt nur noch ein kleineres Problem darstellte, etwas, von dem Chade ausging, dass ich allein damit zurechtkommen würde. Ich wusste nicht, ob mir sein Vertrauen schmeicheln oder ich mir wie eine unwichtige Figur bei einem Brettspiel vorkommen sollte. Einen Augenblick später riss er mich aus meinen Gedanken.

»Nun. Ich glaube, wir haben dieses Problem für den Augenblick so weit gelöst, wie wir können. Drück deinem Herrn mein Bedauern aus, Tom Dachsenbless. Lass ihn wissen, dass mich Kopfschmerzen davon abhalten, heute Nachmittag seine Gesellschaft zu genießen, dass jedoch mein Prinz sich freuen würde, seine Einladung anzunehmen. Das wird Pflichtgetreu die Zeit mit dir geben, auf die er so lange gedrängt hat. Ich muss dich wohl nicht daran erinnern, dass du beim Kontakt mit dem Jungen diskret sein musst. Wir wollen keinen Spekulationen Vorschub leisten. Und ich schlage vor, dass ihr nur durch solche Gebiete reitet, wo eure Privatsphäre gesichert ist, oder durch sehr öffentliche Gegenden, wo die Gescheckten schon wirklich kühn sein müssten, um Verbindung mit ihm aufzunehmen. Um die Wahrheit zu sagen, weiß ich nicht, was davon die klügere Entscheidung wäre.« Er atmete tief durch, und sein Tonfall veränderte sich. »Fitz. Unterschätze nicht deinen Einfluss auf den Prinzen. In unseren Privatgesprächen spricht er frei von dir, und das mit großer Bewunderung. Ich bin nicht sicher, ob es weise wäre, deine Verbindung zu mir zu erwähnen. Es ist nicht nur Unterricht im Gebrauch der Gabe, was er von dir will. Er sucht den Rat eines Mannes in allen Aspekten des Lebens. Sei vorsichtig. Ein unbedachtes Wort von dir könnte unseren starrsinnigen Prinzen auf einen Weg führen, wo keiner von uns ihm ohne Gefahr folgen könnte. Bitte sprich positiv über das Verlöbnis und ermutige ihn, seine königlichen Pflichten bereitwillig zu

erfüllen. Und was die Gescheckten betrifft, die dich bedrohen ... Nun, heute mag nicht gerade der beste Tag dafür sein, ihn mit Sorgen um dich zu belasten. Auch so schon könnte es das Misstrauen des ein oder anderen erregen, dass unser Prinz an einem so wichtigen Tag in seinem Leben mit einem ausländischen Edelmann und dessen Leibwächter ausreitet.« Er hielt kurz inne. »Nicht dass ich dir vorschreiben wollte, wie du dich dem Prinzen gegenüber verhalten sollst. Ich weiß, dass ihr eine besondere Beziehung entwickelt habt.«

»Das ist wahr«, bestätigte ich und versuchte, nicht allzu brüsk zu klingen. In Wahrheit war ich sogar ein wenig wütend gewesen, als Chade mit seiner Liste von Instruktionen begonnen hatte. Jetzt atmete ich tief durch. »Chade. Wie du gesagt hast, sucht der Junge bei mir nach männlichem Rat. Ich bin aber weder ein Höfling noch ein Ratgeber. Wenn ich mich bemühen würde, Pflichtgetreu lediglich auf einen Weg zu führen, der den Zielen der Sechs Provinzen entspricht ...« Ich verstummte, bevor ich ihm sagte, dass solch ein Kurs falsch für uns alle wäre. Dann räusperte ich mich. »Ich will immer ehrlich zu Pflichtgetreu sein. Wenn er mich um einen Rat bittet, werde ich ihm sagen, was ich wirklich denke. Aber ich glaube nicht, dass du in dieser Hinsicht allzu viel zu befürchten hättest. Kettricken hat ihren Sohn gut unterwiesen. Ich glaube, er wird sich dieser Ausbildung entsprechend benehmen, und was mich betrifft ... nun, so denke ich, dass er mehr jemanden zum Zuhören braucht als jemanden, der selber redet. Heute werde ich zuhören. Und in Bezug auf mein Zusammentreffen mit den Gescheckten sehe ich keinen Grund, warum Pflichtgetreu im Augenblick davon erfahren sollte. Ich werde ihn höchstens warnen, dass er sie nicht vollends aus seinen Gedanken verbannen soll. Sie stellen definitiv eine Macht dar, mit der man rechnen muss. Was mich zu einer anderen Frage bringt: Werden die Bresingas bei dem Verlöbnis anwesend sein?«

»Ich nehme es an. Sie sind zumindest eingeladen worden und werden irgendwann im Laufe des Tages erwartet.«

Ich kratzte mich am Nacken. Meine Kopfschmerzen ließen nicht nach, aber inzwischen schienen sie mehr von der gewöhnlichen als von der Gabensorte zu sein. »Wenn du solche Informationen mit mir teilen willst, würde ich gerne wissen, wer sie begleitet, welche Pferde sie reiten und ob noch andere Tiere sie begleiten, einschließlich Jagdfalken, Haustiere und dergleichen. Ich brauche so viele Einzelheiten, wie du herausfinden kannst. Oh, und noch etwas: Ich denke, wir sollten uns ein Frettchen oder einen Rattenhund für diese Zimmer hier besorgen; irgendetwas Kleines, Schleichendes, das nach Ratten und anderem Ungeziefer sucht. Bei einem der Geschwistertiere, mit dem ich es heute Morgen zu tun gehabt habe, hat es sich um eine Ratte, ein Eichhörnchen oder ein Wiesel gehandelt. Solch eine Kreatur könnte ein wunderbarer Spion in der Burg sein.«

Chade blickte verzweifelt drein. »Ich denke, ich werde nach einem Frettchen fragen. Sie sind leiser als Hunde, und es könnte dich durch die Gänge begleiten.« Er neigte den Kopf zur Seite. »Hast du vor, es zu deinem Geschwistertier zu machen?«

Ich zuckte unwillkürlich zusammen. »Chade. So funktioniert das nicht.« Ich ermahnte mich, dass er die Frage aus Unwissenheit gestellt hatte. »Ich fühle mich wie frisch verwitwet. Ich verspüre nicht den Wunsch, mich im Augenblick mit einer anderen Kreatur zu verschwistern.«

»Es tut mir leid, Fitz. Es ist schwierig für mich, das zu verstehen. Die Worte mögen ja seltsam klingen, aber ich wollte seine Erinnerung nicht in den Schmutz ziehen.«

Ich wechselte das Thema. »Nun denn. Ich sollte mich jetzt wohl besser waschen und umziehen, wenn ich heute Nachmittag mit dem Prinzen ausreiten will. Und wir sollten beide über deinen Diener nachdenken.«

»Ich denke, ich werde ein Treffen zwischen uns dreien arrangieren. Aber nicht heute. Vielleicht morgen. Im Augenblick müssen wir erst einmal das Verlöbnis über die Bühne bringen. Dabei darf nichts schief laufen. Glaubst du, dass das mit Dick noch warten kann?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Das wird es wohl müssen, nehme ich an. Viel Glück mit dem Rest.« Ich stand auf, um zu gehen.

»Fitz.« Chades Tonfall ließ mich innehalten. »Ich habe es bis jetzt zwar nicht so direkt gesagt, aber du solltest diese Räume hier nun als deine eigenen betrachten. Ich weiß, dass ein Mann in deiner Position manchmal einen Raum braucht, in dem er für sich allein sein kann. Falls du irgendetwas verändern willst ... das Bett umstellen, Wandbehänge austauschen, oder wenn du Essen hier oben haben willst oder vielleicht etwas Weinbrand ... was auch immer, lass es mich wissen.«

Das Angebot jagte mir einen Schauer über den Rücken. Ich wollte das Arbeitszimmer des Assassinen nie für mich haben. »Nein. Danke, aber nein. Lass für den Augenblick einfach alles so, wie es ist. Obwohl ich gerne ein paar meiner Sachen hier oben lagern würde. Veritas' Schwert, private Dinge.«

Bedauern lag in Chades Augen, als er nickte. »Wenn das alles ist, was du willst, dann ist es in Ordnung. Für den Augenblick«, schränkte er ein. Er musterte mich kritisch, doch seine Stimme klang sanft, als er hinzufügte: »Ich weiß, dass du noch immer trauerst, aber du solltest mich oder irgendjemand anders dein Haar frisieren lassen. So wie es im Moment aussieht, lenkt es unnötig Aufmerksamkeit auf dich, und das weißt du.«

»Ich werde mich selbst darum kümmern. Heute noch. Oh. Und da ist noch etwas.« Seltsam, wie meine drängendste Sorge von anderen Ängsten aus meinem Geist vertrieben

worden war. Ich atmete tief durch. Jetzt fiel es mir noch schwerer, Chade meine Nachlässigkeit zu gestehen. »Ich war dumm, Chade. Als ich meine Hütte verlassen habe, habe ich erwartet, bald wieder dorthin zurückzukehren. Ich habe Dinge dort zurückgelassen ... gefährliche Dinge vielleicht. Schriftrollen, in denen ich meine eigenen Gedanken niedergeschrieben habe sowie die Geschichte unseres Erweckens der Drachen, und das alles vielleicht ein wenig *zu* genau. Ich muss so bald wie möglich dorthin zurück, um die Schriftrollen entweder an einen sicheren Ort zu bringen oder sie zu vernichten.«

Chades Gesicht war mit jedem Wort ernster geworden. Nun atmete er lang aus. »Manche Dinge schreibt man besser niemals nieder«, bemerkte er ruhig. So sanft dieser Tadel auch war, er schmerzte trotzdem. Chade starrte die Wand an, schien in Wahrheit jedoch in eine unbestimmte Ferne zu blicken. »Aber ich muss gestehen, dass es sehr wertvoll ist, die Wahrheit irgendwo aufzuschreiben. Denk einmal darüber nach, was das Veritas auf seiner Queste hätte ersparen können, wenn nur eine Schriftrolle mit akkuratem Inhalt erhalten geblieben wäre. Sammle also deine Schriften ein, Junge, und bring sie hierher in Sicherheit. Ich rate dir allerdings, ein, zwei Tage zu warten, bevor du aufbrichst. Die Gescheckten rechnen vermutlich damit, dass du wegläufst. Wenn du jetzt gehen würdest, würden sie dir vermutlich folgen. Lass mich eine Zeit für deinen Aufbruch und einen Weg für deine Reise arrangieren. Möchtest du, dass ich dir ein paar vertrauenswürdige Männer zur Seite stelle? Sie würden nicht wissen, wer du bist oder was du holen willst, sie würden dich nur begleiten.«

Ich dachte darüber nach, schüttelte dann jedoch den Kopf. »Nein. Ich habe ohnehin schon viel zu viele Hinweise auf meine Geheimnisse verteilt. Ich werde mich um mich selbst kümmern, Chade. Aber ich habe noch eine andere Sorge. Ich

glaube, die Wachen an den Burgtoren sind *zu* entspannt. Mit den Gescheckten in der Nähe, dem Verlöbnis des Prinzen vor der Tür und all den Fernholmern in der Burg sollten sie ein wenig wachsamer sein.«

»Ich nehme an, darum sollte ich mich auch kümmern. Seltsam. Ich dachte, dich hierherzuholen, würde mir ein wenig Arbeit sparen und mir mehr Zeit lassen, ein alter Mann zu sein. Stattdessen verschaffst du mir noch mehr zum Nachdenken und zu tun. Nein, sieh mich nicht so an ... Ich nehme an, es ist am besten so. Arbeit – so sagen die alten Leute – hält die Menschen jung. Aber vielleicht sagen das die alten Leute nur, weil sie wissen, dass sie weitermachen müssen. Jetzt fort mit dir, Fitz. Und entdecke bitte keine weiteren Krisen mehr, bevor der Tag vorüber ist.«

Ich ließ Chade auf seinem Stuhl neben dem kalten Kamin sitzen, und er sah nachdenklich und gleichzeitig zufrieden aus.

Kapitel 3

ECHOS

In der Nacht, da der feige Gabenbastard König Listenreich in seinem Gemach ermordete, beschloss die berggeborene Königin des Königs-zur-Rechten Veritas aus der Sicherheit von Bocksburg zu fliehen. Allein und mit einem Kind unter ihrer Brust floh sie in die kalte und ungastliche Nacht hinaus. Einige sagen, dass König Listenreichs Narr sie aus Furcht um sein Leben um ihren Schutz und die Erlaubnis gebeten hat, sie zu begleiten, aber das kann genauso gut eine Burglegende sein, um sein Verschwinden in jener Nacht zu erklären. Mit der geheimen Hilfe jener, die ihrer Sache zugetan waren, durchquerte Königin Kettricken die Sechs Provinzen und kehrte in ihre Heimat, das Bergreich, zurück. Dort unternahm sie alles, um herauszufinden, was aus ihrem Gemahl, König-zur-Rechten Veritas, geworden war. Denn falls er lebte, so dachte sie, war er nun der rechtmäßige König der Sechs Provinzen und ihre letzte Hoffnung, den Verwüstungen durch die Roten Schiffe Einhalt zu gebieten.

Sie erreichte das Bergreich, doch ihr König war nicht dort. Man sagte ihr, er hätte Jhaampe verlassen, um seine Queste weiterzuverfolgen. Seitdem hatte man nichts mehr von ihm gehört. Nur ein paar seiner Männer waren zurückgekehrt, mit wirrem Verstand und verletzt wie von einer Schlacht. Kettrickens Herz kannte nur noch Verzweiflung. Eine Zeit lang suchte sie Schutz bei ihrem Volk. Eine der Tragödien

ihrer beschwerlichen Reise war die Totgeburt des Thronerben der Sechs Provinzen. Es heißt, dass dieser Schlag ihr Herz verhärtet hätte und sie mehr denn je darauf erpicht war, ihren König zu finden, denn falls ihr das nicht gelang, würde der Thron Prinz Edel, dem Anmaßer, gehören. Da sie im Besitz einer Kopie der Karte war, mit deren Hilfe König Veritas hoffte, das Land der Uralten zu finden, machte sie sich auf den Weg, ihm zu folgen. Begleitet von der treuen Menestrelle Merle Vogelsang und mehreren Dienern, führte die Königin ihre Gruppe immer tiefer in die Berge hinein. Trolle, Feen und die geheimnisvolle Magie dieses verbotenen Landes waren nur einige der Hindernisse, denen sie sich gegenüber sah. Nichtsdestoweniger erreichte sie schließlich das Land der Uralten.

Es war eine beschwerliche Suche, doch schlussendlich kam sie zu der verborgenen Burg der Uralten, einer großen Halle aus schwarzem und silbernem Stein. Dort fand sie heraus, dass ihr König den Drachenkönig der Uralten davon überzeugt hatte, den Sechs Provinzen zu Hilfe zu kommen. Der Drachenkönig erinnerte sich an den uralten Bundesschwur der Uralten mit den Sechs Provinzen und beugte das Knie vor Königin Kettricken und König Veritas. Auf seinem Rücken trug er nicht nur sie beide heim, sondern auch ihre treue Menestrelle Merle Vogelsang. König Veritas ließ seine Königin und ihre Menestrelle sicher in Bocksburg absetzen; doch bevor seine treuen Untertanen ihn begrüßen konnten, ja sogar bevor sein Volk überhaupt von seiner Rückkehr wusste, hatte er sie wieder verlassen. Sein Schwert funkelte in der Sonne, als er mit dem Drachenkönig der Uralten hoch durch die Luft ritt, um die Roten Schiffe zu bekämpfen.

Für den Rest dieser langen und triumphal blutigen Jahreszeit führte König Veritas die mit ihm verbündeten Uralten gegen die Roten Schiffe. Wann immer sein Volk die wie Edelsteine strahlenden Schwingen eines Drachen am Himmel

sah, wusste es, dass sein König bei ihm war. Während die Streitkräfte des Königs die Flotten und Stützpunkte der Roten Schiffe angriffen, folgten seine treuen Herzöge seinem Beispiel. Die wenigen Roten Schiffe, die nicht zerstört wurden, flohen von unseren Ufern und brachten die Nachricht vom Zorn der Weitseher zu den Äußeren Inseln. Nachdem unsere Küsten von den plündernden Invasoren befreit und der Frieden wiederhergestellt war, erfüllte König Veritas den Schwur, den er den Uralten geleistet hatte. Der Preis für ihre Hilfe war nämlich das Versprechen gewesen, mit ihnen in ihrem fernen Reich zu leben und nie wieder in die Sechs Provinzen zurückzukehren. Tatsächlich trug unser König eines Tages eine tödliche Verwundung im Kampf gegen die letzten Roten Schiffe davon, und so war es nur sein Leib, den die Uralten davontrugen. Es heißt, der Leichnam von König Veritas sei in einem Grabmal aus Ebenholz und funkeln dem Gold in einer Höhle unweit der Bergfeste der Uralten aufgebahrt. Dort ehren die Uralten den kühnen Mann, der alles opferte, um Hilfe für sein Volk zu finden. Andere behaupten wiederum, König Veritas lebe noch im Königreich der Uralten, und sollten die Sechs Provinzen ihn je wieder brauchen, würde er mit seinen heroischen Verbündeten zurückkehren.

NOLUS DER SCHREIBER: »DIE KURZE REGIERUNGSZEIT VON VERITAS WEITSEHER«

Ich kehrte in die muffige Dunkelheit meiner kleinen Zelle zurück. Nachdem ich den Zugang zum Geheimgang versperrt hatte, öffnete ich die Tür zu den Gemächern des Narren in der Hoffnung, wenigstens etwas Tageslicht abzubekommen. Es half nicht viel, aber es gab ohnehin nur wenig, was ich tun musste. Ich machte mein Bett und ließ meinen Blick durch das karge Zimmer schweifen. Alles recht unpersönlich. Hier könnte jeder leben – oder überhaupt niemand, dachte ich

sarkastisch. Ich schnallte mein hässliches Schwert um und stellte sicher, dass auch mein Messer im Gürtel steckte, bevor ich das Zimmer verließ.

Der Narr hatte mir eine großzügige Portion Essen übrig gelassen. Es war zwar kalt, aber es stillte meinen Hunger. Ich beendete mein Frühstück, erinnerte mich dann an seine Anweisungen für Tom Dachsenbless und machte mich daran, das Geschirr in die Küche zu schaffen. Auf dem Rückweg holte ich Holz für den Kamin und Wasser für die Krüge. Ich putzte das Waschbecken und erledigte die anderen kleineren Arbeiten, die es zu tun galt. Ich öffnete die Fensterläden weit, um frische Luft hereinzulassen. Der Ausblick verriet mir, dass wir einen schönen, kalten Tag haben würden. Bevor ich ging, schloss ich die Fenster wieder.

Mir blieben noch einige Stunden für mich selbst, bevor wir nachmittags ausreiten würden. Ich dachte daran, nach Burgstadt hinunterzugehen, entschied mich aber rasch anders. Erst musste ich meine Gedanken in Bezug auf Jinna in Ordnung bringen, bevor ich wieder zu ihr ging; außerdem wollte ich in Ruhe über die Sorgen nachdenken, die mir Harm im Moment bereitete. Natürlich musste ich auch damit rechnen, dass die Gescheckten mich ausspionierten. Je weniger Interesse ich an Jinna oder meinem Sohn zeigte, desto sicherer waren sie.

Also ging ich in den Übungshof hinunter. Waffenmeister Kressbrunn begrüßte mich mit Namen und erkundigte sich, ob Deleree eine angemessene Herausforderung für meine Fähigkeiten gewesen sei. Ich stöhnte anerkennend und war ein wenig überrascht, dass der Waffenmeister sich so gut an mich erinnerte. Ich empfand es als angenehm und beunruhigend zugleich. Dann ermahnte ich mich selbst, dass es wohl der beste Weg sei, Fitz-Chivalric vergessen zu machen, der vor sechzehn Jahren hier gelebt hatte, indem mich jeder eindeutig als Tom Dachsenbless erkannte. Also blieb ich stehen,

unterhielt mich ein wenig mit dem Mann und gab demütig zu, dass Deleree mir tatsächlich sogar überlegen gewesen war. Ich bat ihn, mir einen Übungspartner für heute zu empfehlen, und er brüllte über den Hof hinweg nach Wim.

An den Hüften hatte Wim im Laufe der Jahre deutlich zugelegt, und sein Bart war von grauen Strähnen durchzogen, aber er bewegte sich mit der Leichtigkeit eines Veteranen. Ich schätzte sein Alter auf fünfundvierzig, gut zehn Jahre älter, als ich in Wirklichkeit war, und doch erwies er sich mir als ebenbürtig. Sowohl seine Ausdauer als auch seine Strapazierfähigkeit waren besser als meine, aber ich kannte ein paar Tricks mit der Klinge, durch die ich das ausgleichen konnte. Wie auch immer, er war freundlich genug, mir zu versichern, dass mein Geschick und meine Leistungsfähigkeit mit zunehmender Übung zurückkehren würden, nachdem er mich dreimal besiegt hatte. Das war nur ein schwacher Trost. Ein Mann glaubt gern, sich gut gehalten zu haben, und tatsächlich war mein Körper durch die Feldarbeit und die häufigen Jagdausflüge recht gut in Schuss. Aber die Muskeln und die Ausdauer eines Kämpfers sind etwas vollkommen anderes, und ich würde beides wieder aufbauen müssen. Zwar hoffte ich, dass ich diese Fähigkeiten nicht brauchen würde, unterwarf mich aber dennoch den Übungen, wenn auch mit Murren. Trotz der Kälte klebte mir das Hemd am Leib, als ich den Übungsplatz verließ.

Ich wusste, dass die Dampfbäder hinter den Kasernen zum Reich der Wachen und Stallburschen gehörten, dennoch ging ich dorthin. Ich dachte mir, dass sie um diese Zeit nicht allzu gut besucht sein würden; außerdem passte das in meinen Augen eher zu Tom Dachsenbless, als Wasser für ein mittägliches Bad zu holen. Die Dampfbäder befanden sich in einem alten, langen und niedrigen Gebäude aus grob behauenen Stein. Im Vorraum zog ich meine verschwitzten Kleider aus, faltete sie und legte sie auf eine Bank. Dann

nahm ich Jinnas Glücksbringer vom Hals und steckte ihn in mein Hemd. Nackt ging ich durch die schwere Holztür, die in die eigentlichen Dampfbäder führte. Es dauerte einen Moment, bis meine Augen sich an das Licht und den Dampf gewöhnt hatten. Mehrstufige Bänke an den Wänden umgaben eine viereckige steinerne Feuerstelle. Licht strahlte nur die rote Glut in ihrem steinernen Verlies aus. Sie war gut geschürt. Wie ich vermutet hatte, war das Dampfbad größtenteils verlassen; lediglich drei Fernholmer waren hier zu finden, Wachen aus dem Gefolge der Narcheska. Sie saßen an einem Ende des vernebelten Raums und sprachen leise in ihrer eigenen, hart klingenden Sprache miteinander. Kurz blickten sie zu mir und beachteten mich dann nicht weiter. Ich war mehr als bereit, sie sich selbst zu überlassen.

Ich holte Wasser aus dem Eimer in der Ecke und verteilte es großzügig auf den heißen Steinen. Ein frischer Dampfvorhang stieg auf, und ich atmete tief ein. Ich blieb so nahe an den glühenden Steinen stehen, wie ich ertragen konnte, bis mir der Schweiß ausbrach und in Strömen über meine Haut rann. Er brannte in den noch nicht verheilten Wunden auf meinem Hals und meinem Rücken. Unweit des Ofens stand eine Kiste mit grobkörnigem Salz und ein paar Schwämmen, genauso wie damals, als ich noch ein Kind gewesen war. Ich rieb mir den Leib mit Salz ab, zuckte ob des Brennens in meinen Verletzungen zusammen und spülte es dann mit einem Schwamm herunter. Ich war fast fertig, als sich die Tür öffnete und ein Dutzend Wachsoldaten hereinströmte. Die Veteranen in der Gruppe sahen müde aus, während die Jüngeren gut gelaunt feixten und die überschüssige Energie abließen, die sich nach ihrer Rückkehr von einer langen Patrouille aufgestaut hatte. Zwei junge Männer legten Holz aufs Feuer, während andere Wasser auf die Steine schöpften. Dampf stieg wie eine Wand empor, und lautes Gerede erfüllte den Raum.

Zwei alte Männer folgten ihnen in den Raum; sie gingen langsamer und gehörten offenbar nicht zu der ersten Gruppe. Ihre vernarbten, knorrigen Leiber waren Beweis für lange Jahre im Dienst des Königs. Sie waren in ein Gespräch vertieft, irgendetwas über das schlechte Bier im Wachraum. Sie begrüßten mich, und ich brummte etwas zurück, bevor ich mich abwandte. Ich hielt den Kopf gesenkt und versuchte, mein Gesicht vor ihnen zu verbergen. Einer der älteren Männer hatte mich gekannt, als ich noch ein Junge war. Klinge war sein Name, und der alte Wachmann war mir ein echter Freund gewesen. Ich lauschte seinen vertrauten Flüchen, als er sich lautstark über seinen steifen Rücken beschwerte. Ich hätte viel dafür gegeben, ihn offen begrüßen und mich mit ihm unterhalten zu können. Stattdessen lächelte ich ob seines Fluchens vor mich hin und wünschte ihm von ganzem Herzen alles Gute.

Unauffällig schaute ich mich um, um zu sehen, ob die Bocksburg-Wachen sich mit den Fernholmern mischten. Seltenerweise waren es gerade die jungen Männer, die ihnen misstrauische Blicke zuwarfen. Jene, die alt genug waren, um im Krieg der Roten Schiffe gekämpft zu haben, schienen die einstigen Feinde weit weniger zu beunruhigen. Vielleicht fällt es einem erfahrenen Soldaten leichter, den ehemaligen Feind als Kameraden zu sehen, der nur zufällig auf der anderen Seite gestanden hatte. Aber was auch immer der Grund sein mochte, insgesamt waren die Fernholmer weniger bereit, sich zu mischen, als die Bocksburg-Wachen. Vielleicht war das nur die natürliche Vorsicht von Soldaten ohne Waffen inmitten von Fremden. Sie länger zu beobachten wäre interessant gewesen, aber auch gefährlich. Klinge war stets ein guter Beobachter gewesen. Ich wollte nicht provozieren, dass er mich erkannte, indem ich länger hier herumlungerte.

Als ich mich zum Gehen erhob, stieß einer der jüngeren Wachmänner mit der Schulter gegen mich. Das war kein Zu-

fall gewesen und noch nicht einmal gut vorgetäuscht. Es war schlicht eine Entschuldigung, um lauthals rufen zu können: »Pass auf, Mann! Wer bist du überhaupt? Welche Wachkompanie?« Der junge Kerl hatte sandfarbenes Haar, stammte vielleicht aus Farrow, war muskulös und kampflustig. Er schien mir knapp sechzehn Jahre alt zu sein, ein Junge, der begierig darauf war, sich vor anderen zu beweisen.

Ich warf ihm einen angewiderten, aber toleranten Blick zu, Veteran gegen grüner Junge. Sich vollkommen passiv zu verhalten hätte nur einen Angriff provoziert. Ich wollte schlicht so schnell wie möglich hier raus und dabei keine unnötige Aufmerksamkeit erregen. »Pass selber auf, Junge«, warnte ich ihn freundlich. Ich ging an ihm vorbei, doch er stieß mir von hinten gegen die linke Schulter. Also drehte ich mich wieder um, locker, aber nicht aggressiv. Er hatte die Fäuste gehoben, um sich zu verteidigen. Nachsichtig schüttelte ich den Kopf, und mehrere seiner Kameraden kicherten. »Lass es, Junge«, warnte ich ihn.

»Ich habe dir eine Frage gestellt«, knurrte er.

»Das hast du«, räumte ich großmütig ein. »Und hättest du mir freundlicherweise deinen Namen genannt, bevor du meinen verlangt hast, hätte ich dir auch geantwortet. So war das zumindest früher Brauch in Bocksburg.«

Er kniff die Augen zusammen. »Karl von der Hellwache. Ich habe keinen Grund, mich für meinen Namen und meine Kompanie zu schämen.«

»Und ich auch nicht«, versicherte ich ihm. »Tom Dachsenbless, Mann von Fürst Leuenfarb, der mich in Kürze erwartet. Einen guten Tag wünsche ich.«

»Fürst Leuenfarbs Diener. Ich hätte es wissen müssen.« Er schnaubte verächtlich und wandte sich seinen Kameraden zu, um seine Überlegenheit zur Schau zu stellen. »Du bist noch nicht lange hier. Dieses Bad ist nur für die Wachen. Pagen, Lakaien und spezielle Diener sind hier nicht erlaubt.«

»Ach ja?« Ich lächelte schief und musterte ihn beleidigend. »Keine Pagen oder Lakaien? Das überrascht mich.« Jetzt waren alle Augen auf uns gerichtet. Es war sinnlos, weiter die Aufmerksamkeit vermeiden zu wollen, und ich musste mich als Tom Dachsenbless etablieren. Der Junge erröte ob meiner Beleidigung und schlug dann zu.

Ich wich dem Schlag aus und trat dann einen Schritt vor. Auf meine Fäuste war der Junge vorbereitet, doch ich trat ihm die Beine unterm Leib weg. Das war ein Angriff, der mehr einem Straßenschläger als dem Leibwächter eines Edelmanns anstand, und das überraschte ihn. Im Fallen trat ich ihn erneut und trieb ihm die Luft aus der Lunge. Keuchend schlug er gefährlich nahe dem Ofen auf, und ich trat vor, um ihm den Fuß auf die Brust zu stellen und ihn so festzunageln. Ich knurrte zu ihm hinunter: »Lass es, Junge, bevor es hässlich wird.«

Zwei seiner Kameraden standen auf, aber ein »Halt!« von Klinge ließ sie stehen bleiben. Der alte Wachmann kam näher, eine Hand in den Rücken gepresst. »Genug! Das will ich hier drin nicht sehen.« Er funkelte den Mann an, der vermutlich der Kommandierende des Jungen war. »Rufus, bring deinen Welpen wieder unter Kontrolle. Ich bin hierhergekommen, um meinen Rücken zu entspannen, nicht um mich über einen schlecht ausgebildeten Prahlhans zu ärgern. Schaff den Jungen hier raus. Und du, Dachsenbless, nimm den Fuß herunter.«

Trotz seiner Jahre, oder vielleicht auch gerade wegen ihnen, genoss der alte Klinge den Respekt der anderen Soldaten. Als ich zurücktrat, stand der Junge wieder auf. Wut und Verbitterung lagen in seinen Augen, doch sein Kommandeur bellte: »Raus hier, Karl. Für heute haben wir alle genug. Und ihr, Schäfter und Nieder, ihr könnt gleich mit ihm gehen. Nur Narren stehen für einen Narren auf.«

Also stapften die drei hochgehobenen Hauptes an mir vorbei

nach draußen. Ein Raunen ging durch die verbliebenen Soldaten, doch größtenteils schienen sie sich einig zu sein, dass Karl wirklich ein Idiot war. Ich setzte mich wieder und beschloss, ihnen Zeit zu geben, sich anzuziehen und zu gehen, bevor auch ich das Dampfbad verließ. Zu meiner großen Bestürzung kam Klinge steif zu mir herüber und setzte sich neben mich. Er bot mir seine Hand an, und als ich sie ergriff, waren es noch immer die schwieligen Finger eines Schwertkämpfers. »Klinge Haversfalke«, stellte er sich vor. »Im Gegensatz zu dem Jungen erkenne ich die Narben eines Kämpfers, wenn ich welche sehe. Du kannst unser Dampfbad gerne benutzen; vergiss das Kind. Er ist neu in der Kompanie und versucht immer noch, die Tatsache vergessen zu machen, dass Rufus ihn nur seiner Mutter zu Gefallen aufgenommen hat.«

»Tom Dachsenbless«, erwiderte ich. »Und vielen Dank. Ich habe schon gesehen, dass er bei seinen Kameraden Eindruck schinden wollte; ich weiß nur nicht, warum er sich ausgerechnet mich dafür ausgesucht hat. Ich wollte nicht gegen den Jungen kämpfen.«

»So viel war offensichtlich, so offensichtlich, dass er von Glück sagen kann, dass es so war. Was das Warum betrifft, so ist er einfach ein junger Mann, der viel zu viel auf Gerüchte gibt. Das ist keine Grundlage, um einen Mann zu beurteilen. Kommst du aus der Gegend, Dachsenbless?«

Ich lachte kurz auf. »Ich komme aus den Bocksmarken, wenn man das als ›aus der Gegend‹ bezeichnen will.«

Er deutete auf die Kratzer an meinem Hals und fragte: »Wie bist du an die gekommen?«

»Eine Katze«, hörte ich mich selbst sagen, und Klinge nahm das als Scherz auf und lachte. So plapperten wir eine Zeit lang miteinander, der alte Wachmann und ich. Ich blickte ihm in sein faltiges Gesicht, nickte und lächelte über die Geschichten des alten Mannes und sah keinen Funken des Erkennens in seinen Augen. Das hätte mich beruhigen sollen,

nehme ich an, dass noch nicht einmal ein alter Freund wie Klinge Fitz-Chivalric Weitseher erkannte. Stattdessen löste es jedoch düstere Gefühle in mir aus. War ich so unbedeutend, so wenig bemerkenswert für ihn gewesen? Es fiel mir schwer, mich auf seine Worte zu konzentrieren. Als ich mich schließlich von ihm verabschiedete, war es fast eine Erleichterung, ihn zu verlassen, bevor ich einem irrationalen Impuls nachgegeben und Wörter oder Phrasen benutzt hätte, die darauf hindeuteten, dass er mich von früher kannte. Es war das Verlangen eines Jungen, der Hunger nach Anerkennung, nicht unähnlich dem, was Karl dazu getrieben hatte, um mit mir einen Streit vom Zaun zu brechen.

Ich verließ das Dampfbad und ging in den Waschraum, wo ich mir den letzten Rest Salz von der Haut spülte und mich trocken rieb. Dann kehrte ich in den Vorraum zurück, zog mich wieder an und fühlte mich sauber, aber nicht erneuert. Ein Blick auf den Stand der Sonne verriet mir, dass es fast an der Zeit für Fürst Leuenfarbs Ausritt war. Ich ging zu den Ställen, doch als ich eintreten wollte, kam mir ein Stallbursche mit Meine Schwarze, Malta und einem mir unvertrauten grauen Wallach entgegen. Alle drei Pferde waren blank gestriegelt und bereits gesattelt. Ich erklärte dem Stallburschen, dass ich Fürst Leuenfarbs Mann sei, doch er betrachtete mich mit Misstrauen, bis mich eine weibliche Stimme begrüßte: »He, Dachsenbless! Reitest du heute mit Fürst Leuenfarb und dem Prinzen aus?«

»So will es mein Schicksal, Jagdmeisterin Laurel«, begrüßte ich die Leibjägerin der Königin. Sie war in Laubgrün gekleidet, in Hose und Wams eines Jägers, doch ihre Figur verlieh der Kleidung ein vollkommen anderes Aussehen. Ihr Haar war zwar auf äußerst unweibliche Art zurückgebunden, tatsächlich betonte das aber sogar noch ihre Weiblichkeit. Der Stallbursche bot mir sofort einen Kurzbogen an und gab mir die Pferde.

Nachdem er außer Hörweite war, lächelte mich Laurel an und fragte leise: »Wie geht es unserem Prinzen?«

»Ich bin sicher, er erfreut sich bester Gesundheit, Jagdmeisterin.« Ich entschuldigte mich mit den Augen, und sie verstand meine vorsichtigen Worte. Ihr Blick zuckte zu dem Glücksbringer um meinen Hals, den Jinna mit ihrer Krudmagie für mich gemacht hatte. Er sollte dafür sorgen, dass die Menschen mir freundlich begegneten. Laurels Lächeln wurde wärmer. Beiläufig klappte ich den Kragen hoch, um das Amulett größtenteils zu verbergen.

Laurel blickte an mir vorbei und sprach auf formelle Art von Jagdmeisterin zu Diener. »Nun denn. Ich hoffe, ihr werdet euren Ausritt genießen. Bitte übermittle Fürst Leuenfarb meine besten Grüße.«

»Das werde ich, Jagdmeisterin.« Als sie fortging, knurrte ich innerlich über meine Rolle als Tom Dachsenbless, die ich wie ein Hemd tragen musste. Gerne hätte ich länger mit ihr geredet, doch die Mitte des Stallhofs war nicht der geeignete Ort dafür.

Ich führte die Pferde zum Tor der Großen Halle und stellte mich in Erwartung von Fürst Leuenfarb und Prinz Pflichtgetreu auf.

Und wartete.

Der Wallach des Prinzen schien solche Verzögerungen gewohnt zu sein, aber Malta war sichtlich erbost, und Meine Schwarze stellte meine Geduld mit verschiedenen Taktiken auf die Probe, vom kurzen Zerren an den Zügeln bis hin zu einem ständigen Ziehen. Ich würde mehr mit ihr arbeiten müssen, wenn sie ein gutes Reitpferd werden sollte. Ich fragte mich nur, wo ich die Zeit dafür hernehmen sollte, und verfluchte mich dafür, schon so viel verschwendet zu haben; dann schob ich den Gedanken beiseite. Die Zeit eines Dieners gehört seinem Herrn, und ich musste mich so verhalten, als würde ich daran glauben. Allmählich wurde mir kalt, und

